

Was es heute bedeutet, eine Frau zu sein

Einblicke in aktuelle feministische
Texte aus Deutschland

**Der Reader wurde im Auftrag des Goethe-Instituts Korea
von Julia Korbik zusammengestellt.**



Inhalt

Einleitung 5

Julia Korbik 7

Sachtexte 15

Margarete Stokowski: Untenrum frei (2016) 17

Ciani-Sophia Hoeder: Wut und Böse (2021) 27

Mareice Kaiser: Das Unwohlsein der modernen Mutter (2021) 37

Şeyda Kurt: Radikale Zärtlichkeit. Warum Liebe politisch ist (2021) 47

Literatur 59

Antonia Baum: Setzen Sie sich! (2018) 61

Johanna Adorján: Ciao (2021) 69

Jovana Reisinger: Spitzenreiterinnen (2021) 79

Sharon Dodua Otoo: Adas Raum (2021) 91

Autorinnen 109

Einleitung

Anfang 2013 ging ein Aufschrei durch Deutschland – zuerst durch Twitter, dann auch durch die analoge Öffentlichkeit und Gesellschaft. Der Anlass: Der Stern hatte ein Porträt des FDP-Spitzenkandidaten für die anstehende Bundestagswahl, Rainer Brüderle, veröffentlicht. Darin beschrieb die Journalistin Laura Himmelreich, wie Brüderle ihr gegenüber sexuell übergriffig wurde, unter anderem indem er ihr sagte, sie könne „ein Dirndl auch ausfüllen“. In einem anderen Artikel, der kurz zuvor erschienen war, thematisierte die Spiegel-Journalistin Annett Meiritz Sexismus und Frauenfeindlichkeit in der Piratenpartei. Auf Twitter teilten daraufhin Frauen ihre persönlichen Erfahrungen mit Sexismus, und die Twitter-Userin Anne Wizorek schlug vor, diese Tweets unter dem Hashtag #aufschrei zu sammeln. Was folgte, war eine Debatte, die online wie offline, in den Medien und diversen Talkshows geführt wurde.

Natürlich, das Thema Sexismus war nicht neu, und auch über Feminismus war in Deutschland bis zu diesem Zeitpunkt immer mal wieder diskutiert worden. Doch im Zuge von #aufschrei wurde dies öffentlich, so vehement, so breit getan, wie lange nicht mehr. Auch, weil das Thema Sexismus sich gut eignete, um grundlegend über Geschlechterungleichheit zu sprechen: über sexualisierte Gewalt, Belästigung, den Gender Pay Gap, Geschlechterstereotype... Über all die kleinen und großen Dinge, die in ihrer Gesamtsumme bewirken, dass Frauen in Deutschland immer noch weniger frei und selbstbestimmt leben können als Männer das tun.

Wie das nun mal so ist: #aufschrei wurde bald von anderen, vermeintlich wichtigeren Themen und Aktualitäten verdrängt, die Diskussion verlor ihr Momentum. Und doch hatte sie einen nachhaltigen Effekt: Der deutsche Feminismus hatte plötzlich viele Gesichter. Nicht, dass es diese vorher nicht gegeben hätte – man hatte sich allerdings nicht für sie interessiert, sie nicht wahrgenommen. Nun meldeten sich online und offline, in den Medien und Talkshows junge Frauen zu Wort. Selbstbewusste, eloquente Frauen, die mal wütend, mal humorvoll, darlegten, wie sich das anfühlt: Frau sein, Feministin sein, in Deutschland, im 21. Jahrhundert. Sie kritisierten, sie forderten, sie klagten an. Und so entwickelte sich das Thema Feminismus zu etwas, das nicht nur ab und an von den großen Medien behandelt wurde, sondern halbwegs

regelmäßig. Es war im Mainstream angekommen.

Die Ereignisse der letzten Jahre, Ereignisse nach #aufschrei, haben weiter zu dieser Entwicklung beigetragen. Insbesondere die Kölner Silvesternacht 2015/2016, während der es zu zahlreichen sexuellen Übergriffen auf Frauen durch Gruppen von Männern – vornehmlich aus dem nordafrikanischen und arabischen Raum – kam. Danach wurde unter anderem über eine Verschärfung des Sexualstrafrechts diskutiert, über Immigration, aber auch darüber, warum das Thema sexualisierte Gewalt nur dann in den Fokus der Öffentlichkeit zu geraten scheint, wenn die Täter zugewandert und/oder muslimisch sind. So bildete sich das feministische Bündnis #ausnahmslos, dessen Forderung lautete: „Gegen sexualisierte Gewalt und Rassismus. Immer. Überall. #ausnahmslos.“

Und dann kam #metoo. Eine Bewegung, die im Zuge des Skandals um den US-Produzenten Harvey Weinstein Mitte Oktober 2017 entstand (der ursprüngliche Slogan geht auf die US-amerikanische Aktivistin Tarana Burke zurück und wurde von dieser schon sehr viel früher genutzt). Seitdem wird auch in Deutschland – zum wiederholten Male innerhalb weniger Jahre – über sexualisierte Gewalt, Sexismus und Machtmissbrauch gesprochen. Wird der Stand der Gleichberechtigung kritisch beleuchtet und die Frage gestellt: Was hat sich in den letzten Jahren in diesem Bereich getan?

Zumindest ist die Art und Weise, wie in Deutschland über Feminismus gesprochen und geschrieben wird, heute eine andere als noch vor gar nicht allzu langer Zeit. Dank #metoo, dank der Tatsache, dass heutzutage Produkte feministisch beworben werden und Stars und Sternchen ganz selbstverständlich darüber sprechen, warum Gleichberechtigung ihnen wichtig ist, ist Feminismus nicht nur gefühlt überall, er hat auch einen positiven Imagewandel erfahren. Was nicht bedeutet, dass es nicht immer noch viele Deutsche gibt, die ihn und seine Ziele ablehnen. Doch immerhin scheint es mittlerweile so etwas wie ein gesellschaftliches Bewusstsein dafür zu geben, dass in Sachen Gleichberechtigung noch einiges schief läuft in der Bundesrepublik.

Zum Beispiel: Obwohl Deutschland 16 Jahre lang von einer Bundeskanzlerin regiert wurde, haben Männer de facto die politische Macht. Vor der letzten Bundestagswahl im September 2021 betrug der Frauenanteil im Bundestag gerade einmal 31,3 Prozent¹ – das ist so viel, oder eher: so wenig, wie zuletzt in den 1990er Jahren (im neuen Bundestag, wird sich der Anteil wohl leicht auf circa 34,7 Prozent erhöhen²).

Und dann sind es selbstverständlich nach wie vor Frauen, die den Großteil der unbezahlten Sorgearbeit leisten, ob im Haushalt, bei der

¹ Deutscher Bundestag, Januar 2019.

² Frauenanteil im Bundestag, auf: [bundestagwahl-2021.de](https://www.bundestagwahl-2021.de)

Kinderbetreuung oder der Pflege Angehöriger: rund 60 Prozent mehr als Männer³. Um dieser Sorgearbeit nachkommen zu können, reduzieren Frauen häufiger als Männer ihre Arbeitszeit⁴ und steigen, sobald Kinder da sind, länger aus dem Beruf aus⁵. Die Covid-19-Pandemie zeigt ganz deutlich, wie wenig sich in den letzten Jahren bei der Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen getan hat, wie traditionell diese immer noch ist, gerade innerhalb von Familien. Die Doppelbelastung, die für Frauen bereits vor Corona ein Problem war, hat sich dadurch verschärft – unter anderem, weil Kitas und Schulen schließen mussten. Repräsentativen Umfragen zufolge⁶ sind es überwiegend Frauen, die in diesen Krisenzeiten den Großteil der Hausarbeit erledigen, und natürlich auch häufiger als Männer das „Homeschooling“ des Nachwuchses übernehmen sowie sich um die Essenszubereitung kümmern.

Ein paar weitere, unsortierte Beispiele: Frauen verdienen immer noch deutlich weniger als Männer, der Gender Pay Gap liegt bei 21 Prozent⁷. In den Vorständen der deutschen DAX-Unternehmen gab es 2018 mehr Personen, die Thomas oder Michael hießen, als Frauen⁸. Schwangerschaftsabbrüche sind nicht legal, sondern lediglich in bestimmten Ausnahmefällen straffrei. In der Werbung sind es meistens Frauen, die spärlich bekleidet dargestellt und sexualisiert werden – oder kochen, putzen und den Haushalt schmeißen. Hinzu kommt die Diskriminierung, die Menschen erfahren, die ihre Sexualität abseits der heterosexuellen Norm leben, deren Aussehen als anders- oder fremdartig empfunden wird oder solche, die nicht in das streng binäre Geschlechtermodell passen. Zu tun gibt es also genug.

Mit den gesellschaftlichen und politischen Debatten der letzten Jahre – darunter #metoo und Black Lives Matter – hat sich auch die feministische Bewegung in Deutschland verändert. Sie hat sich diversifiziert, ist heterogener und vielfältiger geworden. In der Vergangenheit standen oft die Interessen und Kämpfe weißer Frauen im Vordergrund. Im Englischen gibt es dafür den Begriff „white feminism“: ein Feminismus, der auf den Erfahrungen einer bestimmten Gruppe von Frauen basiert, meist weißen, mittelschichtigen, heterosexuellen und körperlich gesunden Frauen. Ein wichtiges Thema im aktuellen feministischen Diskurs – auch in Deutschland – ist deshalb „Intersektionalität“. Der Begriff

³ Vgl. Dietmar Hobler et al: „Wer leistet unbezahlte Arbeit? Hausarbeit, Kindererziehung und Pflege im Geschlechtervergleich“, WSI Report, Nr. 35, April 2017.

⁴ Vgl. WSI (2019): „Teilzeitquoten der abhängig Beschäftigten 1991-2018“, auf: wsi.de.

⁵ Vgl. Dietmar Hobler et al: „Wer leistet unbezahlte Arbeit? Hausarbeit, Kindererziehung und Pflege im Geschlechtervergleich“, WSI Report, Nr. 35, April 2017.

⁶ Vgl. Barbara von Würzen (2020): „Corona: Traditionelle Aufgabenverteilung im Haushalt belastet Frauen stark“, auf: bertelsmann-stiftung.de.

⁷ „Verdienste und Verdienstunterschiede“, Destatis, 2019.

⁸ Vgl. AllBright Stiftung: „Die Macht der Monokultur. Erst wenigen Börsenunternehmen gelingt Vielfalt in der Führung“, 2018.

kommt vom englischen intersection, was „Schnittpunkt“ oder „Schnittmenge“ bedeutet, aber auch „Kreuzung“. Intersektional zu denken bedeutet demnach, sich beim Thema Gleichberechtigung nicht ausschließlich auf den Faktor Geschlecht zu konzentrieren. Sondern darauf, wie soziale Kategorien wie Gender, Ethnizität, soziokulturelle Herkunft oder Alter sich in der Lebensrealität von Menschen überschneiden. Es geht um Mehrfachdiskriminierung, darum, zu analysieren, wie unterschiedliche Formen von Diskriminierung, Ungleichheit und Differenz zusammenwirken.

Diese Entwicklungen – eine Diversifizierung der feministischen Bewegung und ein zunehmend intersektionaler Ansatz – zeigen sich in den aktuellen Veröffentlichungen zu feministischen Themen. In den letzten Jahren hat es eine Fülle solcher Veröffentlichungen gegeben: Verlage haben das gestiegene Interesse an feministischen Themen erkannt und darauf reagiert. Damit scheint die Bereitschaft einherzugehen, Leserschaft und Öffentlichkeit etwas zuzumuten, die öffentliche Debatte über Gleichberechtigung voranzubringen, diese zu diversifizieren und ihr neue Facetten hinzuzufügen. Anders gesagt: Es geht nicht mehr nur darum zu diskutieren, inwiefern Feminismus immer noch gebraucht wird, sondern was Feminismus in verschiedenen Kontexten und aus verschiedenen Perspektiven bedeutet, und welche Faktoren und Kategorien dabei eine Rolle spielen.

Die hier versammelten Texte bilden ein Panorama feministischer deutscher Veröffentlichungen der letzten Jahre und behandeln eine Vielzahl an Themen: Es geht um #metoo, um sexualisierte Gewalt, um Partnerschaftsgewalt und um Belästigung. Um Sexismus. Um Sexualität. Um Liebe. Um den weiblichen Körper. Um Schönheitsideale. Um Mutterschaft. Um gewollte Kinderlosigkeit. Um Sorgearbeit. Um Geschlechterrollen. Um Geschlechtsidentität. Um Rassismus. Um Diskriminierung. Um Männlichkeit. Um Wut. Um Persönliches. Um Systemisches. Die acht Autorinnen fragen danach, was es bedeutet, heute eine Frau zu sein, und als Frau in dieser Welt, in Deutschland, zu leben. Sie tun dies aus unterschiedlichen Positionen heraus und mit unterschiedlichen Perspektiven, mal emotional, mal nüchtern, mal sachlich, mal prosaisch.

Margarete Stokowski fragt danach, wie frei, gleichberechtigt und selbstbestimmt Frauen heute tatsächlich sind – und was Freiheit im Kontext der Gleichberechtigung bedeutet. Anhand ihrer eigenen Biografie analysiert und kritisiert sie den Zwang zur Optimierung des eigenen (weiblichen) Körpers und die Sexualisierung dieses Körpers unter anderem durch die Medien. Die Freiheit im Kleinen, das macht Stokowski klar, hängt mit der Freiheit im Großen zusammen. Mit trockenem Humor beschreibt sie, wie perfide und gefährlich der Zwang zum perfekten Körper für Frauen ist, wie dieser Frauen klein hält und ihnen vorgaukelt, sie hätten nur dann das Recht, Raum einzunehmen – gesellschaftlich, politisch, wirtschaftlich – wenn ihr Körper einer bestimmten Norm entspricht.

Ciani-Sophia Hoeder schreibt über das Thema weibliche Wut und darüber, warum Frauen im Allgemeinen und Schwarzen Frauen im Besonderen nicht zugestanden wird, diese offen zu zeigen. Vor dem Hintergrund von Rassismus, Klassismus und Sexismus fragt sie danach, wer eigentlich wütend sein darf – und plädiert dafür, das transformative Potential weiblicher Wut zu erkennen und zu nutzen. Hoeders Text verbindet eine gründliche Analyse der Geschichte weiblicher Wut mit einem Aufruf dazu, als Frau die eigene Wut nicht länger zu unterdrücken. Er zeigt, warum wütend sein dürfen vor allem ein Privileg weißer Männer ist.

Mareice Kaiser schreibt darüber, wie wenig die sogenannte „Vereinbarkeit“ von Familie und Beruf mit der Realität berufstätiger Mütter zu tun hat. Denn zur (bezahlten) Erwerbsarbeit kommen eben auch noch die (unbezahlte und größtenteils von Frauen übernommene) Sorgearbeit und der Haushalt. Mit dem Ergebnis, dass Mütter sich aufreiben und den Eindruck haben, weder ihrer Familie, noch ihrem Job, noch sich selbst, gerecht zu werden. Kaiser füllt den doch eher abstrakten Begriff „Care-Arbeit“ mit Inhalten und Emotionen, zerlegt und diskutiert ihn. Sie zeigt in ihrem Text, was das konkret bedeutet: Diejenige zu sein, die sich kümmert. Um das Kind, den Haushalt, die Arbeit, den Alltag. Um alles.

Şeyda Kurt findet traditionelle Vorstellungen davon, wie romantische Liebe aussehen soll, problematisch. Denn diese verfestigen patriarchale Geschlechterrollen und können sogar Rassismus und sexualisierte Gewalt befördern. Gleiches gilt für die Selbstfürsorge („self-care“) oder Selbstliebe, die oft wenig mit Liebe für sich selbst zu tun hat – und dafür viel mit kapitalistischen Normen. Was es stattdessen braucht, so Kurt, ist radikale Zärtlichkeit. Auf individueller wie auch gesellschaftlicher Ebene. Kurt zeigt, wie mangelnde gesellschaftliche Gleichberechtigung sich in unseren intimsten Beziehungen und auch in unserer Beziehung mit uns selbst ausdrückt. Ihr Text ist augenöffnend und radikal in seiner Botschaft: dass Liebe und Intimität nicht im luftleeren Raum existieren, und dass wir uns deswegen ehrlich danach fragen müssen, wie wir lieben wollen.

Antonia Baum lässt einen sexuellen Übergriff in einem – imaginären – Gerichtssaal verhandeln: Die betroffene Frau muss sich vor Menschen verantworten und rechtfertigen, die jeweils ihre eigenen Vorurteile, Meinungen und Agenden haben. Die Frage, die im Raum steht, lautet: War es nicht eigentlich die Schuld der Frau, des Opfers? Lakonisch stellt Baum dar, wie alltäglich sexuelle Übergriffe sind und wie Frauen gelernt haben, diese schulterzuckend hinzunehmen und einfach weiterzumachen. Ihr Text zeigt exemplarisch, wie die Debatte über sexualisierte Gewalt und Übergriffe häufig geführt wird, immer noch, trotz #metoo.

Johanna Adorjás Protagonist, Hans Benedek, ist die Verkörperung des

„alten weißen Mannes“: Der Feuilletonist empfindet sich und seine Meinungen immer noch als einflussreich, doch in Wahrheit hat sein Bedeutungsverlust längst begonnen. Das zeigt sich vor allem dann, als Hans beschließt, eine der gefragtesten jungen Feministinnen des Landes zu porträtieren. Ironisch und leicht greift Adorján aktuelle gesellschaftliche Debatten auf und zeigt sich dabei all ihren Charakteren gegenüber empathisch. Sie weigert sich, diese oder jene Haltung als absolut richtig oder falsch darzustellen – und plädiert für mehr Gelassenheit im Umgang miteinander. Denn letztendlich, so Adorján, haben wir doch alle unsere blinden Flecken, sind wir alle Produkte dieser Gesellschaft.

Jovana Reisinger gibt allen ihren Protagonistinnen die Namen deutscher Frauenzeitschriften: Petra, Jolie, Brigitte... Sie bewegen sich in einer Welt der Rollenzwänge und Geschlechterstereotype, reiben sich an ihnen oder versuchen, dem zu entsprechen, was von ihnen als Frauen erwartet wird. Ihren Leserinnen hält Reisinger den Spiegel vor und zeigt, dass Frauen Entscheidungen, die ihr Leben, ihren Körper und ihre Beziehungen betreffen, oft nicht so frei und unabhängig treffen (können), wie sie selbst glauben. Sie zeigt, wie gesellschaftliche Strukturen und Geschlechterrollen sich auf die Wahlfreiheit auswirken und Frauenleben prägen. Ob es dabei um die Frage der sexuellen Orientierung geht oder um Partnerschaftsgewalt.

Sharon Dodua Otoo verwebt die Lebensgeschichten verschiedener Frauen in verschiedenen Jahrhunderten und auf verschiedenen Kontinenten: In Afrika und Europa, in dem Land, das später Ghana wird, in England, in Deutschland. Sie schlüpft in die Haut von Frauen, die alle Ada heißen – oder handelt es sich um ein und dieselbe Frau? Eine Frau, die viele Frauen ist und viele Leben lebt? Für Otoo hängt alles mit allem zusammen: Frauenleben, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie erzählt von Leid und Glück, von Ohnmacht und Widerstand, von der Suche nach der eigenen Identität, von Kolonialismus, Erinnerungskultur, Vergessen. Von einer die Jahrhunderte überdauernden und vielstimmigen Schwesternschaft. Frausein, das zeigt Otoo, hat viele Facetten. Und doch gibt es Dinge, die Frauen teilen, unabhängig davon, wo sie leben und woher sie kommen.

So unterschiedlich die Texte sind, so unterschiedlich die Betrachtungs- und Herangehensweisen der Autorinnen, so einig sind sie sich doch in ihrer Feststellung: dass Deutschland noch weit davon entfernt ist, eine gleichberechtigte Gesellschaft zu sein.

Trotzdem wird hierzulande immer wieder darüber diskutiert, ob Feminismus überhaupt noch gebraucht wird – schließlich, so das Argument, sei schon so viel erreicht worden. Mehr noch, der Feminismus würde mittlerweile zu weit gehen. Frauen hätten doch alle Freiheiten und in Wahrheit seien nun Männer die Benachteiligten. Dem Feminismus ginge es nicht um Gleichberechtigung, sondern um Gleichmacherei. Feminismus mag im Mainstream angekommen sein, doch damit ist auch der Gegenwind stärker

geworden, der ihm entgegenbläst.

Dass Feminismus auch heutzutage noch gebraucht wird und es dem modernen deutschen Feminismus mitnichten um Gleichmacherei geht, sondern um Selbstbestimmung, Freiheit und ein Aufbrechen tradiert – heteronormativer – Geschlechterrollen, zeigen die Texte in diesem Reader. Sie zeigen all die kleinen und großen Dinge, an denen Gleichberechtigung scheitert. Sie zeigen: Das Private ist politisch. Immer noch. Immer wieder.

Sachtexte

Margarete Stokowski:

Untenrum frei

(2016, Rowohlt)

Margarete Stokowski fragt danach, wie frei, gleichberechtigt und selbstbestimmt Frauen heute tatsächlich sind – und was Freiheit im Kontext von Gleichberechtigung bedeutet. Anhand ihrer eigenen Biografie als in Polen geborene Deutsche analysiert und kritisiert sie Geschlechterrollen und -stereotype. Zum Beispiel den Zwang zur Optimierung des eigenen, weiblichen Körpers, und die damit einhergehende Sexualisierung dieses Körpers unter anderem durch die Medien.

Als Helmut Kohl aufhört, Kanzler zu sein, höre ich auf, ein Kind zu sein. Zack, Ära zu Ende.

Ich bin zwölf, und meine Hobbys sind Lesen, Malen und mich im Badezimmer schminken und alles wieder abwaschen, bevor ich rauskomme. Der Kinderpreis im Kino gilt nicht mehr, aber erwachsen bin ich noch lange nicht. Ich habe auberginefarbene Strähnen im Haar und trage gefälschte Buffalo-Plateauschuhe von Deichmann. Wenn ich mich hübsch machen will, benutze ich blauen Mascara und weißen Lidschatten, und zwar komplett unironisch.

Eines Tages stehe ich unter der Dusche und habe plötzlich Angst. Ich stelle mir vor, wie diese zwei Minihügel, die gerade am Entstehen sind, in ein paar Jahren groß sein werden. Brüste. Erst mal kein Ding. Ich stelle mir auch vor, dass es unter meinen dann fertiggestellten Brüsten eine Ritze geben wird, wo die Brust drüberhängt, und in der sich Dreck sammelt. Man kann sich selbst ja schlecht unter die Brüste gucken, also weiß man gar nicht, wie schmutzig es dort ist. Man vergisst das bestimmt als Frau, weil man beschäftigt ist mit Kinderkriegen, Mann haben, Arbeiten, und so sammelt sich da jahrelang, ja Jahrzehnte dieser Dreck und geht höchstens weg, wenn man mal schwimmen geht. Dann wird das weggechlort. Aber ansonsten sammelt es sich und gammelt. Bah!

Ich habe das Gefühl, eine sehr wichtige Entdeckung gemacht zu haben, aus dem Stand heraus, beim Duschen. Ich nehme also die Bürste, mit der ich mir sonst die Fingernägel schrubbe, und einen sehr großen Klecks Duschgel

und wasche sehr, sehr gründlich die Stelle unter meinen eigentlich noch gar nicht vorhandenen Brüsten. Ich schrubbe und rubbele, denn die Sauberkeit muss mindestens fünfzig Jahre halten. Ich finde mich außerordentlich genial. Am Abend habe ich Ausschlag.

Siebzehn Jahre später lese ich *Mädchen für alles* von Charlotte Roche, und die superneurotische Hauptfigur erzählt, wie sie duscht: „Ich hebe meine bisschen schweren Brüste an, da muss ich immer drauf achten, dass es da drunter sauber bleibt, nicht, dass sich irgendwann eine Unterbrustfaltenentzündung entwickelt.“ Ich frage mich kurz, ob ich damals auch so neurotisch war oder heute immer noch bin, stelle aber beruhigt fest, dass ich heute sehr genau weiß, dass man doch irgendwie Zugang hat zu dieser Stelle unter den Brüsten. Wenigstens das.

Damit ist das Thema „Arbeit am Körper“ aber längst nicht erledigt, nein, es geht erst richtig los. Wenn meine Mutter vor dem Spiegel steht und sich die Augenbrauen nachzeichnet, sagt sie zu mir: „Du brauchst das nicht, du hast so schöne dunkle Augenbrauen. Hab ich schon bei deiner Geburt gesehen.“ Und ich denke einerseits: Yessss, gute Augenbrauen. Andererseits lerne ich: Man hat eben Aufgaben als Frau, die sich aus dem Körper ergeben. So wie man Zähne putzen muss, weil man ein Mensch ist und Zähne hat, muss man als Frau die Augenbrauen ausgehfein machen, bevor man das Haus verlässt. Dabei schminkt meine Mutter sich überhaupt nicht viel, sie ist in drei Minuten fertig mit allem – aber vielleicht fällt es mir gerade deswegen auf: Selbst sie, die fast nichts macht, weiß, dass es ganz ohne auch nicht geht.

Für mich beginnt damit die Phase „Experimentieren mit Drogeriebedarf“. Eines Tages geht die Sache mit den Haaren los. Ich teste sämtliche Enthaarungscremes, Rasiermarken und Kaltwachsstreifen und blockiere stundenlang das Badezimmer, weil mir ein Achselhaar wächst. Ich betone: eins. Unter der rechten Achsel. Irgendwann dann drei, dann fünf, insgesamt, unter beiden Armen. Aber wehret den Anfängen. Das muss alles weg. Wer weiß, was da sonst noch alles käme. Dasselbe gilt für die Schamhaare, und wo man gerade dabei ist, kann man die Beine ja auch gleich machen. (Irgendwann kommen noch die Arme dazu, weil mein Vater mir eines Tages über den Arm streicht und sagt: „Mein kleines Mammutchen“. Okay, dann mach ich halt auch die Arme. Allerdings nur so lange, bis eine Freundin in der Schule mir sagt, dass das total komisch aussieht, so nackte Arme, und ich sehe es ein.)

Spätestens bei der Enthhaarungsfrage beginnt das gelegentliche Hübschmachen, das in der Kindheit noch spielerisch war, zu Arbeit zu werden. Mein Körper wird zu einer wandelnden To-do-Liste. Natürlich ist der faktische Aufwand nicht besonders groß, nachdem ich mich irgendwann für eine Methode entschieden habe; dann dauert es kürzer als Zähneputzen. Aber es ist eben auch kein Rumprobieren und kein „als ob“ mehr, sondern alltägliche

Notwendigkeit, zumindest empfundene Notwendigkeit. Ich habe das Gefühl, es ist meine heilige Pflicht, dafür zu sorgen, dass niemand meine Körperhaare sehen kann, vor allem die in den Achselhöhlen. Ich halte sie für eine Zumutung für die Welt und lasse sie nie länger als einen Millimeter werden, nicht mal beim Zelten oder im tiefsten Winter.

Das erste Mal sehe ich meine Achselhaare wachsen, als ich mit Anfang zwanzig wegen akutem Nierenversagen im Krankenhaus liege. Da ist rasieren doch eher egal. Es fällt mir erst hinterher zu Hause auf. Ich dusche und gucke mich unter den Armen an und denke, hm, interessant, ich habe theoretisch seit zehn Jahren Achselhaare und habe sie noch nie gesehen. Aha. Dann mache ich sie wieder weg.

Würde mich jemand fragen, warum ich das mache, würde ich sagen: Weil ich es schöner finde und weil es sauberer aussieht. Oder: Weil die anderen das auch machen. Was ich bestimmt nicht sagen würde: Weil diese Gesellschaft den weiblichen Körper kontrolliert, und zwar viel stärker als den männlichen Körper, und weil ich die Ideale und Zwänge, die für weibliche Körper gelten, schon so sehr internalisiert habe, dass es mir nicht mal mehr auffällt, dass sie von außen kommen.

Das Komplizierte ist: Alle Aussagen stimmen.

Was heißt es, dass irgendwelche „Zwänge“ von „außen“ kommen? Hat mich jemals ein Außerirdischer in einen Drogeriemarkt gezerzt und gesagt: Hier, nimm diese Markenrasierklingen für 2,50 Euro pro Stück? Das schon mal nicht. Niemand nötigt mich.

Es ist ein merkwürdiger Widerspruch: Ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als mein Körper anfängt, Zeichen des Frauseins zu entwickeln, bestehen meine größten Sorgen darin, diese Zeichen wieder wegzumachen. Die Brüste kann ich nicht wegmachen, klar. Da ist meine einzige Angst nur der Dreck, der sich darunter sammeln könnte. Aber die neuen Haare kann ich entfernen – und verrückterweise fühle ich mich besonders erwachsen in den Momenten, in denen ich mit Kaltwachsstreifen oder Rasierklingen hantiere, um den Zustand wiederherzustellen, den mein Körper vorher hatte: alles schön glatt. Dann hab ich das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben. Dabei ist es gar nicht so, dass ich Angst hätte vorm Erwachsenwerden – ich habe total Bock drauf. Und wie von Zauberhand beginne ich mich zu fügen in Rituale, von denen ich glaube, sie gehören eben dazu.

Mein Taschengeld, das ich vorher hauptsächlich in Mickymaushefte und Süßigkeiten investiert habe, gebe ich jetzt für Produkte aus, die mich zur Frau machen sollen – als würde ich mich nicht sowieso zu einer entwickeln. Haarspray, Lidschatten, Lipgloss und Bodylotion, die nach Erdbeeren riecht.

Ich übe fleißig, mich zu schminken, und habe eine Schminktasche, mit

der man eine ganze Dragqueen bühnenfein machen könnte. Aber wenn ich aus dem Bad komme, sehe ich wieder genauso aus wie vorher, weil ich alles wieder abwasche. Ich schäme mich, niemand soll mich geschminkt sehen. Die Mädchen aus meiner Klasse, die sich schminken, halte ich für Schlampen, die übertreiben und oberflächlich sind – und so will ich nicht sein. Ich lerne zu dieser Zeit seitenweise *Faust I* auswendig und lese das Physikbuch fürs ganze Schuljahr in der ersten Woche komplett durch – so eine bin ich, und als so eine will ich gesehen und anerkannt werden. Nicht als eine, die stundenlang vor dem Spiegel steht und versucht, Rouge aufzutragen, obwohl ich natürlich genau das tue.¹

Damit habe ich schon als Zwölfjährige zumindest unbewusst erkannt, wie widersprüchlich die Anforderungen an Frauen und ihre Körper sind: Sei schön – aber nicht zu schön. Kümmere dich um dein Äußeres – aber nicht so, dass man sieht, wie viel Arbeit du da reingesteckt hast.² Sei sexuell attraktiv – aber pass auf, dass du nicht wirkst, als wärst du „leicht zu haben“.

(S. 49-54)

[...]

Frauenkörper zu Dekorationszwecken sind normal. Es ist fast schon ein Running Gag geworden, dass Magazine wie der *Stern* und *Focus* es schaffen, zu jedem beliebigen Thema eine halbnackte oder nackte Frau abzubilden, egal, ob Eifersucht, Esoterik oder Endoskopie. Und nicht nur das. [...] Ich habe mal in einer Oberstufenklasse Philosophie unterrichtet, es ging im Unterricht um die Objektifizierung von Menschen, und die Schüler*innen sollten sich vorstellen, sie wären Cheflayouter*innen eines großen Wochenmagazins und müssten sich ein Titelbild überlegen. Thema „Salz“. Dann sagten die Jugendlichen: „Ich würde einen umgekippten Salzstreuer zeigen.“ Der *Focus* zeigt: Eine Frau mit roten Lippen und Salzkörnern im Gesicht. Thema „Krebs“ – die Jugendlichen sagten: „Jemand, der beim Arzt sitzt und traurig ist“. Der *Focus* zeigt: eine komplett nackte Frau von hinten, die seitlich auf dem Boden liegt, hinter ihr ein paar Zellen in Großaufnahme. Und so weiter.

Wenn man fragt, warum das so ist, antworten die meisten: Sex sells. Aber wenn „sex sells“ wirklich „Sex“ meinen würde und nicht „nackte Frauen“, müsste etwa die Hälfte der in Werbung abgebildeten Leute Männer sein. Nun könnte man sagen, wir finden Frauen eben sexier – aber warum sind dann nicht mehr Frauen lesbisch? „Sex sells“ ist ein Prinzip, an das wir uns gewöhnt haben, aber es funktioniert nicht: Es gibt Studien, die belegen, dass Produkte sich

¹ Ich kann es bis heute nicht.

² Einzige Ausnahme: Sport. Dass jemand Sport macht und damit viel Zeit verbringt, darf man sehen, das gilt für Männer genauso und wird – vor allem in den letzten Jahren – eher mit Gesundheit und Disziplin zusammengebracht als primär mit sexueller Attraktivität.

nicht besser verkaufen, wenn sie mit Sex alias nackte Frauen beworben werden. Amerikanische Psycholog*innen haben hierzu 53 verschiedene Experimente ausgewertet. Es ging um die Wirkung von Werbung, die Sex und/oder Gewalt zeigt oder zum Beispiel in der Werbepause von sex- und gewaltlastigen Filmen läuft. An den Studien, die zwischen 1971 und 2015 durchgeführt wurden, waren insgesamt knapp 8500 Testpersonen beteiligt. Es kam raus: Ja, Leute finden Sex und Gewalt interessant, aber so interessant, dass sie vom Produkt abgelenkt werden und die Wahrscheinlichkeit, dass sie das Produkt kaufen, nicht steigt.³ Die Autor*innen der Studie erklären das evolutionpsychologisch: Sex interessiert die Menschen, weil sie sich fortpflanzen wollen. Gewalt interessiert sie, weil sie überleben wollen. Es macht also Sinn, Hinweise auf Sex oder Gewalt wahrnehmen zu können. Verkaufstechnisch war das Fazit aber eindeutig: Gewalt und Sex verbessern die Wirksamkeit von Anzeigen nie.

Als Justizminister Heiko Maas im Frühjahr 2016 ankündigte, er wolle geschlechterdiskriminierende Werbung in Deutschland unterbinden und Plakate verbieten, auf denen Menschen als reine Sexobjekte dargestellt werden, war die Aufregung groß: Was wollte dieser Mann? Wollte er Nacktheit verbieten oder Models Burkas umhängen, wollte er erotische Werbung verbieten, „Sex-Werbung“, wie einige schrieben? Ist Werbung mit nackten Frauen gleich Werbung „mit Sex“? Eine Gesellschaft, die die nackten Körper oder Körperteile von Frauen nicht mehr trennen kann von Sex und Erotik oder der eigenen Sexualität, hat ein Problem mit ihrem Frauenbild und nicht nur mit dem.

Ich schreibe immer „die Frauen“, als wäre ich nicht Teil davon. Aber natürlich bin ich das. Alle Menschen, die als Frau wahrgenommen werden, sind davon betroffen. Wer jetzt sagt: „Aber Angela Merkel!“, dem sei gesagt: Ja, Merkel erst recht.

Gerade Frauen in Machtpositionen müssen sich entscheiden, ob sie sich aktiv der Sexualisierung entziehen, indem sie sich betont androgyn geben, oder sie müssen sehr genau aufpassen, welche Attribute von „Weiblichkeit“ sie zeigen können, ohne den Respekt ihrer Umgebung zu verlieren. Als Theresa May im Sommer 2016 Premierministerin des Vereinigten Königreichs wurde, zeigt die *Welt* auf der Titelseite nicht ihr Gesicht, sondern ihre Füße in Leoparden-Print-Pumps: „Schuhe der Macht“. Würde Leoparden-Print Frauen mächtig machen, würde hier aber mal ganz plötzlich ein anderes Zeitalter anbrechen. [...]

Vielleicht werden wir eines Tages aufhören, darüber zu sprechen, welche Schuhe unsere Regierungsmitglieder tragen, und sie einfach arbeiten lassen. An

³ Gewalt schneidet in der Analyse noch ein wenig schlechter ab als Sex: Marken, die in einem Kontext von Gewalt beworben wurden, blieben den Testpersonen schlechter im Gedächtnis, wurden schlechter bewertet und mit geringerer Wahrscheinlichkeit gekauft. Marken, die mit Sex beworben werden, wurden vor allem schlechter bewertet. Studie: Robert B. Lull & Brad J. Bushman: „Do Sex and Violence Sell? A Meta-Analytic Review of the Effects of Sexual and Violent Media and Ad Content on Memory, Attitudes and Buying Intentions“, in: *Psychological Bulletin*, Vol 141 (2015), No. 5, S. 1022-1048.

ihren Jobs, nicht an ihren Körpern.

Denn unseren Körper so hinzubekommen, wie wir uns das wünschen, ist Arbeit, wenn auch nicht direkt bezahlte. Wir stecken Zeit, Kraft, Nerven und viel Geld in das Bild, das wir als Ziel vor Augen haben, und wir werden nie fertig damit.

Wer einmal in einer Drogerie Mädchen dabei beobachtet hat, wie sie sich in das Business des Sich-schön-Machens hineinfuchsen, versteht, wie viel Ressourcenmanagement dahintersteckt: wie sie sich dabei beraten, wie sie das wenige Taschengeld in Haarkuren und Schminke investieren, wie sie hin und her laufen und vergleichen und rechnen und sich aufregen: „Kraaass, jetzt wo ich fast gar kein Geld hab, gibt es wieder nur die teuren Feilen. Alter, was ist deren Problem?“

Dabei spielt es natürlich keine Rolle, wie perfekt die Körper sind, die wir in der Werbung oder den Medien sehen, und wie ähnlich sie einander sind: schlank, groß, jung, glatt, meistens mit heller Haut, ohne Behinderung, sportlich. Man wird davon beeinflusst, wenn man nicht komplett blind ist.

Die Ideale, die wir sehen, gelten zwar für Frauen und Männer gleichermaßen – aber Frauen werden stärker als *Körper* bewertet als Männer. Wie viele stark übergewichtige männliche Politiker gibt es in Deutschland – und wie viele weibliche? Für Männer ist es kein Hindernis, wenn sie den Schönheitsnormen nicht entsprechen. Für Frauen muss es nicht unbedingt eines sein, aber sie werden definitiv immer *auch* danach bewertet, wie sie aussehen.

Hilal Sezgin hat das in der *taz* mal so formuliert, dass Frauen zum Beispiel in Talkrunden „immer mit dem ganzen Körper und ihrer Persönlichkeit ‚präsent‘ sind“, Männer nicht: „Ein Mann verschwindet in seinem Anzug und wird zum neutralen, quasi körperlosen Verlautbarer seiner Meinung. In das Urteil über Frauen hingegen fließen Aussehen, Kleidung, Gestik ein. Wie redet sie, wie sitzt sie da, wie häufig lächelt sie?“⁴

Man kann leider nicht davon ausgehen, dass sich diese Ungleichheit so bald erledigen wird. Es stimmt zwar, dass der Schönheitsdruck für Männer inzwischen zunimmt, aber er wird dadurch für Frauen nicht kleiner. Frauen werden über ihren Körper kontrolliert, jeden Tag. Immer wieder wird uns gesagt, was wir mit unseren Körpern tun oder was wir lassen sollen, ob wir sie nun richtig oder falsch eingesetzt haben und dass wir mit den Konsequenzen eben leben müssen. Ob Frauen in Deutschland oder woanders Kopftuch tragen sollen, wird oft diskutiert, ohne dass sie nach ihren Beweggründen gefragt werden, warum sie das Tuch tragen wollen. [...]

³ Hilal Sezgin: „Die emanzipierte Redaktion“, in: *taz*, 29. Oktober 2014.

Naomi Wolf vertritt in *Der Mythos Schönheit* die These, dass Schönheitsnormen für Frauen umso krasser wirken, je mehr politische, rechtliche und finanzielle Möglichkeiten Frauen haben: „In dem Maß, wie es der Frau gelang, sich vom Kinder-Küche-Kirche-Weiblichkeitswahn frei zu machen, übernahm der Schönheitsmythos dessen Funktion als Instrument sozialer Kontrolle.“⁵

Insofern kann man sagen, dass ich damals, als Zwölfjährige, intuitiv schon das Richtige getan habe, als ich anfang, meinen Körper zu bearbeiten mit Kaltwachs und Schminke. „Das Richtige“ im Sinne von: Ich wusste, dass es um etwas geht. Dass es relevant ist, was *ich als Frau* „aus mir mache“. Und dass ich ungepflegt aussehe, wenn ich nicht genug mache.

Ein ehrenwerter Versuch, sozusagen. Das Problem ist, dass man in der Pubertät so schlecht die Kontrolle behält. Überall wächst und tropft was raus. [...]

In der Umkleidekabine vorm Sportunterricht vergleiche ich meinen merkwürdigen Körper mit den merkwürdigen Körpern der anderen. Es ist der Ort der maximalen Entblößung. Nicht nur im klamottentechnischen Sinn, natürlich, das auch. Aber auch sonst. Es geht um alles: Wer hat schon wie große Brüste? Wer ist wie und wo rasiert? Wer trägt welche Unterwäsche?

Die Mädchen, die am allermeisten sexy sein wollen, tragen den Pullover direkt über dem BH. Push-up-BH natürlich – etwas anderes gibt es für uns nicht. Wenn BH, dann Push, Push, Push, so weit, wie es geht. Keine Ahnung, wer sich das mit dem Pullover direkt überm BH zuerst ausgedacht oder aus einem Porno abgeguckt hat, aber so ist der Style. Ich mache es nicht, weil ich nicht frieren will. Ich friere eh schon ständig, weil ich so dünn bin.

(S. 73-80)

[...]

Mit sechzehn schreibe ich viel Tagebuch. An manchen Tagen schreibe ich nur: „Heute nicht so viel gegessen, nur 1 Apfel und 1 Zwieback“, an anderen Tagen schreibe ich mein Gewicht auf und freue mich, dass es immer weniger wird. Ich rechne meinen Body-Mass-Index aus, komme auf 15,4, was starkes Untergewicht ist, und finde trotzdem, dass ich mich mehr kontrollieren muss. „40 kg sind die Obergrenze, aber so weit sollte es gar nicht erst kommen“, schreibe ich einmal. Einen Tag nach einem Familienfest notiere ich: „Oh Gott, ich bin ganz dick, so viel gegessen, ich seh aus wie schwanger. Muss kurz wiegen...39,2. Na ja, krieg ich auch noch weg.“

⁴ Naomi Wolf: *Der Mythos Schönheit*, Reinbek 1993, S. 13.

Das Abnehmen fühlt sich paradox an: Ich fühle mich innerlich stark, weil ich konsequent wenig esse, aber körperlich fühle ich mich schwach und unterlegen. [...] Einerseits weiß ich, dass ich untergewichtig bin, andererseits ist Untergewicht für mich so sehr die einzig denkbare Variante von Körper, dass ich innerhalb dieses Bereichs noch mehr schaffen will.

Hätte es damals schon die Challenges gegeben, die es heute in sozialen Netzwerken zum Thema Schlankheit gibt, hätte ich wahrscheinlich versucht, bei allen mitzumachen: „Die „Tigh-Gap-Challenge“, bei der eine Lücke zwischen den Oberschenkeln sein soll, wenn man aufrecht steht und die Knie sich berühren, die „Belly-Button-Challenge“, bei der man mit einem Arm um den Rücken herumgreift und dann mit den Fingern den Bauchnabel anfassen können muss, die „Collarbone-Challenge“, bei der man sich möglichst viele Münzen in die Kuhle überm Schlüsselbein legen soll, die „Under-Boob-Pen-Challenge“, bei der ein Stift unter die Brust geklemmt wird und sich dort allein halten muss, oder die „A4-Paper-Challenge“, bei der die Taille so schmal sein soll, dass sie hinter einem hochkant gehaltenen Blatt Papier verschwinden kann. So grotesk diese Trends von außen wirken, so sinnvoll fühlen sie sich für diejenigen an, die sich ihnen anschließen und die dann wissen: Zumindest in dieser einen konkret benennbaren Kategorie bin ich schlank, also schön genug, so dass ich mindestens ein Selfie machen kann, das den Maßstäben entspricht. Es sind messbare Erfolge, und was messbar ist, gibt Sicherheit. Natürlich kommt kurze Zeit später die nächste Challenge, und es kann sein, dass es eine wird, die anatomisch ohnehin nur für wenige Menschen möglich ist, so wie die „Tigh Gap“ zum Beispiel nur bei bestimmten Beckenformen erreichbar ist, die man durch noch so viel Sport oder Diät nicht erreichen kann. Doch natürlich ist das Internet voller Anleitungen, wie man es zumindest für Fotos dennoch versuchen kann mit der richtigen Fußhaltung, Shape-Unterwäsche oder Selbstbräuner.

In ihrer Logik sind diese Challenges perfekt: Das Ziel ist zumindest kurzfristig klar formuliert – und scheint damit viel greifbarer als bloßes Irgendwie-Schlanksein, bei dem man nie weiß, wann es denn nun endlich reicht – und man kann gewinnen. Der Preis wird in Likes ausgezahlt.⁶ Vielleicht nicht hunderttausendfach, wie die entsprechenden Bilder von Beyoncé, Kim Kardashian oder Taylor Swift – aber man kann auf derselben Plattform posten wie sie, also ist man zumindest ein ganz kleines bisschen auf derselben Party.

Natürlich ist es nicht so, dass alle, die versuchen, schlank und schön zu sein, passive Trottel sind, die nur auf die nächste Norm warten, die sie erfüllen dürfen. Von anderen wahrgenommen zu werden ist ein menschliches Bedürfnis, und es ist nicht falsch, das mit Hilfe des Körpers zu versuchen. Der Körper ist kein bloßes Objekt, das wir irgendwo abstellen und dann begaffen lassen: Wir

⁶ Unter den entsprechenden Hashtags gibt es immer auch Leute, die sich über die Challenge lustig machen oder zeigen, wie sie darauf scheißen. Unter #a4waist finden sich nicht nur Frauen, die ein leeres DIN-A4-Blatt vor ihre schmale Taille halten, sondern auch solche, die ein DIN-A3-Blatt nehmen, einen Pizzakarton oder ihre Diplomurkunde. Aber diese Bilder funktionieren nur als Ironie oder Rebellion, weil es so viele gibt, die die Sache ernst meinen.

sind unsere Körper und können Subjekt und Objekt sein – wie die Hand, die greifen oder ergriffen werden kann, sogar gleichzeitig.

Auch als *schöner* Körper gesehen werden zu wollen ist nichts Verwerfliches. Die Frage ist, wie viel Freiheit in diesem Wunsch steckt und wie viel Raum für Veränderung. Denn es ist nicht schlecht, sich ab und zu bewusst zum Objekt zu machen, zum sexuellen oder zu sonst einem. Es ist aber gefährlich, wenn man denkt, es sei der einzige Weg, auf dem man Anerkennung bekommen kann. [...]

Die Psychoanalytikerin Susie Orbach erklärt in ihrem Buch *Bodies. Schlachtfelder der Schönheit* die Mechanismen, mit denen wir gesellschaftliche Schönheitsideale so zu unseren eigenen machen, dass es sich nicht falsch anfühlt. Orbach schätzt, dass wir zwei- bis fünftausendmal pro Woche mit Bildern digital manipulierter Körper konfrontiert sind. Körper, die perfekt aussehen. Damit müssen wir umgehen, und wir tun es mehr oder weniger geschickt. Wir behandeln unseren eigenen Körper zwar bisweilen unglaublich brutal, aber wir fühlen uns dabei nicht unbedingt als Opfer von irgendwas. Kosmetikindustrie, Diäten, Schönheits-OPs erscheinen uns als Mittel, mit denen wir ein bestimmtes Bild von uns schaffen können. Ja, sie suggerieren sogar eine Art Fürsorge für unseren Körper [...] Wir sehen uns als Handelnde, die ihre Freiheit nutzen. Wir vergessen, dass die Vorstellung, etwas an unserem Körper sei *falsch*, nicht natürlich oder selbstverständlich ist – auch, weil wir um uns herum ständig Menschen sehen, die ähnliche Kämpfe führen. Es ist leichter, gegen sich selber anzutreten, indem man hungert, als gegen ein Ideal. Vor allem ist das Ziel schöner: 78 Prozent der Elf- bis Siebzehnjährigen sagen heute, dass es einen Zusammenhang zwischen Dünnsein und Beliebtheit gibt.⁷ Vor allem bei Mädchen führt diese Idee mit zunehmendem Alter zu krankhaftem Verhalten: Während Jungs und Mädchen im Alter von elf Jahren noch ungefähr gleich häufig Symptome von Essstörungen zeigen – jedes fünfte Kind – liegt der Durchschnitt bei den siebzehnjährigen Mädchen bei dreißig Prozent und den siebzehnjährigen Jungen bei dreizehn Prozent.⁸

Dabei geht es nicht nur um Eitelkeiten und eben typische Unsicherheiten in der Pubertät, sondern um die sehr grundlegende Frage, welchen Platz in der Welt man sich selbst zugesteht. Denn das Paradoxe an dieser Situation bleibt: Einerseits sind junge, schlanke Frauenkörper *das Schöne* schlechthin, sie sind ein Ideal, das für Attraktivität, Gesundheit, Disziplin steht. Andererseits hilft es gar nicht so viel, einen solchen Körper zu haben, sobald es um Machtfragen geht.

⁷ Bravo-Studie 2016, Bauer Media, 25. Januar 2016.

⁸ Das Geschlecht ist nicht der einzige Faktor, der die Auffälligkeit für Essstörungen bestimmt: Kinder und Jugendliche aus Familien mit niedrigem sozioökonomischem Status oder solche mit Migrationshintergrund sind deutlich häufiger betroffen als solche aus Familien mit hohem sozioökonomischem Status oder ohne Migrationshintergrund. Auch sind unter denen, die Auffälligkeiten zeigen, öfter solche, die über sexuelle Belästigung berichten. H. Hölling, R. Schlack: Essstörungen im Kindes- und Jugendalter. Erste Ergebnisse aus dem Kinder- und Jugendgesundheitssurvey (KiGGS), Robert-Koch-Institut. Berlin 2007.

Peggy Phelan stellt in ihrem Buch *Unmarked: The Politics of Performance* fest, dass junge, weiße Frauen die Welt regieren würden, wenn man Sichtbarkeit mit Macht gleichsetzen könnte. Aber sie tun es nicht.⁹ Und zwar nicht nur, weil sie sehr viel Zeit damit verbringen, ihren Körper zu bearbeiten und damit schon aus praktischen Gründen weniger Zeit für alles andere haben, sondern auch, weil sie damit eben unbewusst genau den Platz in der Gesellschaft einnehmen, der ihnen zugewiesen wird.

(S. 100-105)

⁹ Peggy Phelan: *Unmarked. The Politics of Performance*. London/New York 1993, S. 10.

Ciani-Sophia Hoeder

Wut und Böse

(2021, hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München)

Weibliche Wut ist negativ konnotiert: Frauen, die wütend sind, gelten als hysterisch und außer Kontrolle. Schwarzen Frauen wird direkt das rassistische Etikett „angry black woman“ angeheftet. Die Afrodeutsche Ciani-Sophia Hoeder fragt vor dem Hintergrund von Rassismus, Klassismus und Sexismus danach, wer eigentlich wütend sein darf – und plädiert dafür, das transformative Potenzial weiblicher Wut zu erkennen und zu nutzen.

Sie war wütend. Ihre Wangen leuchteten in einem sanften Karminrot, ihre Stimme wurde energischer, drängender, erbarmungsloser. Meine Mutter stand mit meiner kleinen Schwester und mir in einem Supermarkt. Als alleinerziehende Mutter war das Geld immer zu knapp, daher überprüfte sie alle Rechnungen und versuchte, hier und da etwas zu sparen. An dem Tag entdeckte meine Mutter einen Fehler auf der Quittung. Ihr wurde zu viel Geld berechnet. Mit dem Einkauf, meiner Schwester und mir im Schlepptau fragte sie nach. Die Kassiererin sagte ihr, sie solle warten. Wir warteten. Wir warteten zwanzig Minuten. Von Minute zu Minute braute sich die Wutwolke in meiner Mutter auf. Als wieder ein neuer Kunde seine Lebensmittel auf das summende Band legte, stellte meine Mutter sich vor ihn und sagte zu der Kassiererin: „Ich möchte mit Ihrem Chef sprechen!“ Sie stieß diese Worte förmlich hinaus. Die Kassiererin rief an, und nach einiger Zeit war er auch da. Es war zu viel. Das Warten. Die Kinder. Die Wut meiner Mutter bahnte sich ihren Weg durch den gesamten Laden, und das Gesicht ihres Gegenübers wurde hart, kalt und distanziert. Niemand hörte ihr mehr zu. Sie schrie. Die Menschen um uns herum taten sie als irrational, anstrengend und kompliziert ab. Sie verfielen in eine Abwehrhaltung. Zwar hatte meine Mutter recht, sich zu ärgern, doch sie war eine laute, hysterische Frau.

Das war nur einer von vielen Momenten, in denen ich lernte: Frauen dürfen nicht wütend sein. Wut ist eine cis-männliche Emotion. Unsere kulturellen Erwartungen an Geschlechterrollen halten Mädchen und Frauen weltweit davon ab, ihre Wut auszuleben. Dabei ist Wut eine Kraft, die sozialen Wandel hervorrufen kann. Eine aus biologischer, psychologischer und philosophischer Perspektive essentielle Emotion, die, wenn sie nicht ausgedrückt wird, zu ernsthaften psychischen und physischen Problemen führt.

Wut ist unangenehm. Mir war sie peinlich. Sobald sie wellenartig in mir aufstieg, drückte ich sie jahrelang mit aller Kraft herunter. Das machte mich so müde, dass ich Probleme, die der Grund meiner Wut waren, nicht sah. Ich war so sehr damit beschäftigt, meine heile Welt zu erhalten, auf meiner kleinen Insel der Happiness-Isolation zu versanden, statt gemeinsam mit anderen Menschen gegen Ungerechtigkeit vorzugehen. Denn unterdrückte Wut isoliert. Sie sorgt dafür, dass ich bei meinen Problemchen bleibe, obwohl diese nicht immer individuell, sondern kollektiv sein können.

Ich unterdrückte meine Wut, weil ich nicht als zickig, schwierig, laut, emotional oder unprofessionell wahrgenommen werden wollte. Dabei gibt es verdammt viele Gründe, so richtig wütend zu sein.

Frauen berichten häufiger von Erschöpfung als Männer. Sie erleben weniger Orgasmen, zumindest wenn sie Sex mit Männern haben. Sie verdienen weniger Geld als ihre männlichen Kollegen. Häufig ist das strukturbedingt. Drei Viertel des Verdienstunterschieds zwischen Männern und Frauen liegen daran, dass Frauen häufiger in Branchen und Berufen arbeiten, in denen schlechter bezahlt wird, und sie seltener Führungspositionen erreichen. Patientinnen werden seltener wegen Schmerzen behandelt als Patienten, die mit den gleichen Symptomen auftreten. Frauen sterben noch immer häufiger als Männer an einem Herzinfarkt. Die Sterblichkeit hängt noch dazu davon ab, wer sie behandelt. Werden Frauen von einer Ärztin behandelt, überleben sie deutlich häufiger.

Jede dritte Frau in Deutschland, die Männer datet, ist mindestens einmal in ihrem Leben von physischer und/oder sexualisierter Gewalt betroffen. Etwa jede vierte Frau wird mindestens einmal Opfer körperlicher oder sexueller Gewalt durch einen aktuellen oder früheren Partner. Betroffen sind Frauen aller sozialen Schichten. Mit dieser gigantischen Palette von Gründen stellt sich nicht nur die Frage, warum wir nicht außer uns sind, sondern auch, warum es ein strukturelles Verlangen gibt, Frauen ihre Wut abzusprechen.

Wie ist die Lage unserer Gesellschaft, wenn es keinen Raum für die Wut von Frauen gibt? Gibt es eine tiefe kulturelle Angst davor? Eine Frau, die keine Wut empfindet, wird auch nicht zur Gefahr, sie kann nichts an der eigenen, ungerechten Realität ändern. Dabei fühlen Frauen Wut genauso häufig wie Männer. Sie schlucken sie nur hinunter, weil unsere Gesellschaft eine lächelnde und sanfte Frau belohnt.

Wut ist ein cis-männliches, überwiegend heterosexuelles Privileg. Sie wird nicht nur je nach Geschlecht oder der Sexualität unterschiedlich wahrgenommen, sondern auch je nach Phänotyp einer Person, ihrer äußeren Merkmale, wie Körpergröße, Proportionen und Hautfarbe – all das determiniert die Wut-Dimension. Die Portion, die einem gewährt wird.

Wer privilegiert aussieht, dem wird Wut eher zugetraut. Als Schwarze Frau wird meine Wut ganz anders bewertet als die einer *weißen* Frau.¹⁰

Wut ist nicht sexy. Sie passt nicht in den sorgfältig gemanagten Instagram-Feed hinein. Sie wird mit Yoga, Meditation und einem fast schon neurotischen Self-Care-Hype wegmeditiert. Dabei sind die Folgen von internalisierter Wut desaströs. Essstörungen, Selbstverletzungen, Kopfschmerzen, ein mangelndes Selbstwertgefühl, erhöhte Angstzustände, Burnout, Depressionen – ihre Unterdrückung hat ernstzunehmende Krankheiten zur Folge. Die Wut ist da. Und wie sie da ist. Wir leben sie nur nicht aus. Das ist gefährlich. Nicht nur für das eigene Wohlbefinden, sondern auch für unsere Gesamtgesellschaft. Die bittere Wahrheit ist: All die oben aufgeführten Probleme verschwinden nicht durch ein freundliches und ausgeglichenes Lächeln. Wer nie wütend ist, akzeptiert die Welt, wie sie ist.

Die Folge unterdrückter Wut ist Stillstand.

Dann könnte die Lösung doch nun lauten, einfach wütend zu sein. Alles rauszulassen. Auf die Straße zu rennen und mal so gehörig zu brüllen. Aber so leicht ist das nicht. Die Erkenntnis reicht leider nicht aus, und wer öffentlich ausrastet, gilt oft als charakterschwach. Wütende Frauen werden nicht ernst genommen. Es geht somit nicht nur darum, überhaupt zu begreifen, dass es eine systematische Trennung zwischen Wut und Weiblichkeit gibt. Wir brauchen einen gesamtgesellschaftlichen Wandel. Schon von Kindesbeinen an sollten Mädchen den Raum erhalten, ihre Wut auszuleben, sie zu verstehen, statt dass sie belohnt werden, sobald sie diese herunterschlucken. Gleichzeitig müssen wir lernen, die Wut von Mädchen anzuerkennen. Wir alle empfinden Wut, nur lernen wir im Laufe unserer Sozialisierung, unterschiedlich mit ihr umzugehen. Als meine Mutter an einer Supermarktkasse explodierte, hatte sie es nicht leicht. Sie hatte ziemlich viele Gründe, so richtig wütend zu sein. Sie war eine vollzeitbeschäftigte, alleinerziehende Mutter, die nicht nur in diesem Geschäft für ihr Recht eintreten musste. Sie tat es täglich, dauernd. Mir war das damals unangenehm. Dabei brachte mir meine Mutter etwas Essenzielles bei: Steh für dein Recht ein. Auch, wenn es ungemütlich wird. Denn so ist sie, die Wut. Unbequem. Aber sobald Mensch sie begreift und lernt, mit ihr umzugehen, fühlt Mensch sich befreit. [...]

Wut ist nicht unweiblich, unattraktiv oder gar egoistisch. Sie hat uns dazu verholfen, dass wir heute wählen können oder ein eigenes Bankkonto besitzen. Sie warnt uns, schützt vor Ungerechtigkeit, treibt an. Sie kann ein Katalysator sein, ein Motor. Warum also nutzen wir diese Kraft nicht?

¹⁰ Hinweis von J.K.: Ciani-Sophia Hoeder schreibt „Schwarz“ groß, um zu verdeutlichen, dass es sich hierbei weder um eine vermeintliche biologische „Rasse“ handelt, noch um eine tatsächliche Farbe; „weiß“ schreibt sie aus den gleichen Gründen klein und kursiv (siehe auch Mithu Sanyal, die in *Identitti* genauso verfährt)

(S. 9-13)

[...]

Ein Großteil der Frauen rastet lieber in einem geschlossenen Raum aus, weil wir ganz früh verinnerlichen, wie wichtig es für die öffentliche Wahrnehmung ist, dass wir unsere

Anliegen freundlich vortragen. Sonst nimmt man uns nicht ernst.

Ein prominentes Beispiel dafür ist die ehemalige SPD-Chefin Andrea Nahles. Nach einem Jahr an der Spitze haben Medien vor allem an ihre laute Art und ihre ironischen „In die Fresse“- und „Bätschi“-Sprüche nach der Bundestagswahl 2017 erinnert. Gerhard Schröder, Sigmar Gabriel oder Peer Steinbrück, der sich mit Mittelfinger für ein Magazin-Cover ablichten ließ – sie waren rotzig, impulsiv. Jungs halt. Nahles aber war von Anfang an zu laut, zu dominant, zu wütend, auch wenn sich ihre Wortwahl und Ausdrucksweise kaum von diesen Männern unterschied.

Obwohl ich diese Zeilen aus einer sicheren Distanz schreibe, spüre ich den Wunsch, mich selbst von diesem Gefühl zu befreien. Wenn ich an meine eigenen Wut-Momente zurückdenke, stelle ich fest, dass auch ich meist eher traurig, als wütend war. Dass mein loderndes Feuer in Wuttränen erlosch. Schluchzend, bibbernd, theatralisch das Taschentuch zückend ist eben damenhafter als eine stampfende Frau, die Feuer speit. Wasser ist fließend, ruhig. Es sorgt dafür, dass einem jemand zur Hilfe eilt. Es positioniert mich als Opfer. Als ein zu rettendes Wesen. Trauer lähmt. Wut hingegen zerstört. Sie brennt Städte nieder. Sie gibt mir Kraft. Traurig sein ist selbstlos und Wut ist egoistisch. Tränen sind sympathisch und Brüllen kompliziert. Wir Frauen sind doch dafür da, um zu versorgen, freundlich zu sein und als Streitschlichterinnen zu funktionieren. Es steckt in unseren Genen. Männer lassen ihrer Wut freien Lauf, nehmen Raum ein, und Frauen sollen sich kleinmachen, keinen Ärger verursachen. Wir sollen schrumpfen.

Wir hängen häufig diesem Idealbild einer Frau nach, die über allem schwebt, der man nichts entgegenschleudern kann, weil sie so in sich ruht, dass alles an ihr abprallt. Eine Person, die eigentlich nichts fühlt. Genau dieses Bild einer Frau wird belohnt. Sie ist erstrebenswert, geduldig und sympathisch. Eine Frau, die auf Ungerechtigkeiten aufmerksam macht, für sich einsteht oder Raum einnimmt, gilt als schwierig.

Als sich Kamala Harris und Mike Pence bei der TV-Debatte der Vizepräsident:innen im November 2020 gegenüberstanden, wurde im englischsprachigen Raum das Wort „Smirking“, was zu deutsch Grinsen bedeutet, zum Inbegriff eines Phänomens, das viele Frauen vermutlich schon

in ihrem Leben einsetzen mussten: das unterdrückte Wutlächeln. Die Augen werden klein, das Lächeln steif. Wir ballen also die Fäuste, vergraben unsere Nägel in unser eigenes Fleisch, beißen uns auf die Zunge und machen es irgendwie mit uns selbst aus. Versuchen, entspannt zu bleiben. Weil: This is a man's world. Oder, um genauer zu sein: Eine Welt, die primär von weißen, heterosexuellen, nichtbehinderten cis Dudes bestimmt wird.

Die Emotionsforscherin Agneta H. Fischer schreibt in ihrem Buch *Gender and Emotion*, dass Frauen ihre Wut eher gegenüber einer vertrauten Person ausdrücken als vor Fremden. Was logisch klingt, nachdem öffentliches Ausrasten von Frauen einem gesellschaftlichen Tabu entspricht. Fischer entdeckte aber auch, dass die Wut von Frauen sich gegen Personen oder Objekte richten kann, die dem Grund ihrer Wut ähnlich sind. Wenn eine Frau beispielsweise sauer auf jemanden ist, der sie ghostet, aber es nicht schafft, das dieser Person klarzumachen, wird die nächste Person, die sie ghostet, als Projektionsfläche herhalten müssen.

Viele Frauen führen ein Doppelleben. Wir bewegen uns in einer Welt, in der wir nie so wütend sein dürfen wie Männer – auch, wenn wir diese Emotion genauso intensiv und häufig fühlen. Manche Studien zeigen sogar, dass Frauen mehr Wut empfinden als Männer. Andere wiederum ergeben das Gegenteil. Allerdings zeigen Studien einheitlich, dass Frauen in ganz anderen Situationen wütend werden als Männer.

Frauen berichten über mehr Wut nach Verrat, Herablassung, Zurückweisung, unbedachter Kritik oder Nachlässigkeit, während Männer über mehr Ärger berichten, wenn ihre Partnerin launisch oder selbstbezogen ist. Männer sind also über alles sauer, was mit Frauen zu tun hat, und Frauen über alles andere.

Dass so viele Frauen ihre eigene Wut nicht mögen und lieber zu Tränen statt zu Aggression greifen, ist keine natürliche Entwicklung sondern wurde über Jahrhunderte kultiviert. Dass die Wut von Frauen quasi verboten wird, basiert laut der Psychologin Teresa Bernardez auf drei Faktoren. Zum einen auf der gesellschaftlichen Stellung der Frau als Untergebenen, dann auf der gesellschaftlichen Notwendigkeit, Frauen in Dienstleistungsaufgaben zu halten und drittens auf der Rolle des „weiblichen Ideals“, das in seiner Konstruktion sowohl die Unterordnung als auch das Dienen und Kümmern enthält.

(S. 38-41)

Die Botschaft lautet, dass junge Mädchen und ihre Bedürfnisse, Gedanken und Belange irrelevant sind. Dass sie diese unterdrücken sollen. Sich selbst unterdrücken müssen. Nur so wird aus ihnen eine gute Frau. Eine, die nie wütend ist.

Wenn Frauen trotzdem ihren Ärger ausdrücken, gibt es Mechanismen, um sie einzudämmen. Dann wird sich auf den Fakt, dass sie wütend sind fokussiert, statt auf den Grund. Wenn wir streiten, laut oder vielleicht sogar wütend werden, hören wir oft: »Man kann ja so nicht mit dir sprechen – du bist viel zu emotional.« In diesem Prozess ist der Ausgangspunkt am Ende egal.

„Es geht dann um Kosmetik, nicht mehr um Inhalte,“ so Dr. Michaela Dudley. Die Forderung nach Neutralität ist eine patriarchalische, selbstverherrlichende, misogyne und rassistische Machtdemonstration. Denn wirklich neutral kann nur sein, wer von dem Problem, das diskutiert wird, nicht betroffen ist. Das sind Menschen, die nicht das Bedürfnis haben, die Ungerechtigkeit in unserem Alltag zu verändern. Und dieser Prozess dient dem Machterhalt.

Die Autorin Pauline Harmange erklärt in ihrem Buch *Ich hasse Männer*, dass lediglich privilegierte Menschen es sich leisten können, ruhig und mit Contenance zu argumentieren. Letztlich ändert aber die Form des Arguments nichts am Grund der Wut.

Sie schlussfolgert: Den Ton oder die Aufgebrachtheit unserer Gesprächspartner:innen zu thematisieren, ist eine Entscheidung. Zum einen entscheidet man sich dafür, dem Problem nicht auf den Grund gehen zu müssen, und zum anderen, das Problem nicht anzunehmen oder weiterhin zu ignorieren.

Schwarze Menschen und People of Color können davon ein Lied singen. „Neutralität“ und »mangelnde Rationalität« sind Begrifflichkeiten, die wir stets und ständig hören, wenn über Rassismus oder Diskriminierung diskutiert wird. Dieses Phänomen hat einen Namen: „Tone Policing.“ So wird es genannt, wenn eine völlig berechtigte Beschwerde wegen der Art und Weise, wie sie vorgebracht wird, als irrational abgestempelt wird. Wer sein Anliegen vernünftig und ruhig vorträgt, werde gehört, wird immer wieder von den Gesprächspartner:innen betont. Wer laut und wütend kritisiert, sei unkonstruktiv und irrational. Auf die eigentlichen Argumente wird nicht eingegangen. Laut Dr. Michaela Dudley ist Tone Policing eine Art zu sagen: „Ich höre dir nicht zu. Diese Debatte wird wegen Formalitäten vertagt. Diese Diskussion führen wir heute nicht, weil du das Formular nicht richtig ausgefüllt hast.“ Tone Policing unterdrückt bereits marginalisierte Menschen nur noch weiter. Und es ist eine lang etablierte Tradition, um Menschen von Entscheider:innenpositionen fernzuhalten.

Seit 101 Jahr dürfen Frauen in Deutschland wählen. Gründe, warum sie es nicht dürfen sollten, wurden von Psychologen, Mediziner:innen und Kirchenvertretern im 19. Jahrhundert reichlich vorgebracht: Das Hirn von Frauen sei zu klein, ihr Körper zu schwach, Mutterschaft und Haushalt entsprächen ihrer Natur sowie – und das ist mein liebstes Argument – Frauen seien einfach zu emotional für die Politik.

Um den Preußischen Innenminister Freiherr von Hammerstein zu zitieren: „Ich will nicht, dass Frauen in politischen Versammlungen mitreden. Ich glaube, es sähe traurig aus um unser preußisches Volk, um unseren preußischen Staat, wenn die leichte Erregbarkeit der Frauen in öffentlichen Versammlungen das Volk bewegen sollten.“

Heute können Frauen wählen. Doch dadurch haben sie nicht automatisch mehr Macht als zuvor. Das Frauenwahlrecht hat nicht zu einer gleichen Beteiligung von Frauen an der parlamentarischen Politik geführt. Zudem schlagen wir uns weiterhin mit dem Stereotyp herum, zu emotional zu sein. Zu emotional für die Politik, zu emotional, um gescheite Entscheidungen zu treffen oder Unternehmen zu führen – für machtpolitische Aspekte eben. Für die Wahl der richtigen Vorhänge passt es schon.

Emotionalität und Rationalität werden als zwei ungleiche Pole zementiert. Das hat sich seit der Entwicklung des Bürgertums noch einmal verstärkt, aber dazu später mehr. Diese beiden Pole sind vermeintlich konträr, dass sie gar nicht koexistieren können. Doch es war schon immer ein leichtes Spiel, unberührt zu bleiben von Themen, von denen man selbst nicht betroffen ist oder die einem schlicht egal sind. So können die den Status Quo aufrechterhalten, denen Rassismus, Sexismus, Klassismus oder andere Auswüchse des modernen Imperialismus unerheblich erscheinen. Tone Policing ist in dem Sinne ein Abwehrreflex von Menschen, die sich mit bestimmten Themen nicht auseinandersetzen müssen und vor allem möchten. Man unterbindet die Auseinandersetzung, indem man sagt: Dein Ton passt nicht. [...] Wut ist theoretisch neutral. In der Realität allerdings nicht. Viele verschiedene Faktoren kommen zusammen, um weibliche Wut strukturell als irrational abzustempeln. Das vereinfacht es, sie zu ignorieren und zu verwerfen.

Wir leben in einer patriarchalischen Welt. Dieser müssen Frauen sich anpassen. Um darin zu bestehen, lernen wir früh, diese Welt zu navigieren. Unser Verhalten anzugleichen.

(S. 54-57)

Wut ist egoistisch und Frauen sollen selbstlos sein. Was würde passieren, wenn alle Frauen ihre Wut auslebten? Wenn alle Frauen Grenzen setzen und für sich eintreten, im Kleinen sowie im Großen. Unausgewogene Beziehungen würden in Balance kommen, korrupte Strukturen würden gerecht – wie dass Frauen weiterhin weniger Geld verdienen – und unsere Gesellschaft würde sich wandeln. Ärgerliche Frauen gab es schon immer. Mal als Hexe, Emanze oder als Zicke betitelt, wurden sie diskursiv und symbolisch sanktioniert, teilweise auch räumlich von der Gesellschaft ausgeschlossen – Hexen durften beispielsweise nur am Rande des Dorfes leben –, sobald sie am Raster der normativen Weiblichkeitskonzeptionen scheiterten.

Je nach historisch-kulturellem Setting galten solche Frauen als besessen, irrational, hysterisch oder frustriert, schreibt die Historikerin und Geschlechterforscherin Dr. Fabienne Amlinger in ihrem Aufsatz *Wut und Feminismus*. Zuschreibungen, die abwerten, individualisieren, pathologisieren und letztlich ablenken von dem, was hinter diesen sozial relevanten Emotionen steckt: ein Alarm, der einem signalisiert, hier stimmt etwas nicht und dagegen muss vorgegangen werden. Stattdessen sind starke Frauen, die nicht vor ihrer Wut zurückschrecken, unsympathisch.

Insbesondere, wenn man sich selbst stark aufopfert, neigt man dazu, das eigene Umfeld zu verurteilen. Man kritisiert andere Personen intensiver dafür, dass sie sich „gehen lassen“, wenn man sich selbst nicht den Raum gibt, die eigene Wut auf diese Weise auszudrücken.

„Psychologie hin, Sozialisation her – Frauen haben die Wahl. Konflikte auszutragen, lässt sich lernen, wenn man es will. Doch dazu gehört Mut. Und Frauen sind feige“, schreibt Bascha Mika in *Die Feigheit der Frauen: Rollenfallen und Geiselmanipulation*. Was, mit Verlaub, leicht gesagt ist.

Alle Menschen kennen Feigheit oder Scham. Sie sind Teil unserer Existenz. Gerade die Scham ist ein peinigendes Gefühl. Wer sich schämt, zieht sich zurück, igelt sich ein, möchte im Erdboden versinken. Sie trennt die Menschen – jedenfalls solange sie unbewusst ist. Scham kann von unterschiedlicher Dauer sein: Sie kann ein flüchtiger Affekt bleiben oder sich zu einer dauerhaften Charaktereigenschaft chronifizieren. Sie kann auch unterschiedliche Intensitäten haben: Von leichter Peinlichkeit bis hin zum abgrundtiefen Selbstwertzweifel.

Auch bei der Wut gibt es den Morgen danach, der dem Zustand nach einer durchzechten Nacht ähnelt. Der Schädel brummt, in der Magengegend braut sich ein ungutes Gefühl zusammen, am liebsten würde Frau die Decke über den Kopf ziehen, doch vor allem drängt eine große Frage: „Was habe ich gesagt?“, gepaart mit dem Schuldgefühl: „Hätte ich es auch anders sagen können?“

Wut und Aggressionen sind Energien, die Frauen nicht produktiv einzusetzen gelernt haben, schreibt Bascha Mika. Diplomatisch zu sein entlastet nicht die Person, die ihre Wut verbergen muss, sondern das Gegenüber. Dabei wird die Wut so stark klein gemacht, dass aus dem lodernden Feuer ein kleines Glühen wird, das schließlich ganz verpufft.

Eine der wichtigsten Fragen zur Wut der Frauen bleibt also: Warum soll unsere Wut diplomatisch sein? Ist es die Scham, falsch zu liegen, die Angst vor gesellschaftlichen Folgen wie Ausgrenzung, oder denken wir, dass unsere Argumente nur dann, wenn sie hübsch verpackt sind, einen Wandel hervorrufen können?

Ist meine Wut berechtigt? Das ist die zweite wichtige Frage. In welcher Situation wird unsere Wut als ok betrachtet? Dabei gibt es keine falsche oder richtige Wut. Ärger ist subjektiv. Nur man selbst kann bestimmen, wann die Wut uns geholfen hat. Wut hat eine wichtige Funktion. Sie ist ein Alarmsignal und zeigt, hier stimmt etwas nicht. Ob sie letztendlich effektiv oder nicht ist, liegt daran, ob das Problem bleibt oder verschwindet. Dabei spielen wir selbst dabei eine signifikante Rolle. Denn wütend zu sein, ist eine Grundemotion. Grenzen zu setzen, für sich einzustehen, ist ein Instinkt.

„How dare you?“ fragte die schwedische Klimaschutzaktivistin Greta Thunberg beim UN-Klimagipfels im September 2019 in New York. Aus ihren „Schulstreiks für das Klima“ wurde eine globale Bewegung. *Fridays For Future* plädiert für eine an den Erkenntnissen der Wissenschaft orientierte, konsequente Klimapolitik. Davon sind wir aktuell noch weit entfernt. Thunbergs Rede demonstrierte ihre Wut und sorgte weltweit für Schlagzeilen. »Das ist alles nicht richtig«, begann Thunberg, »Ich sollte hier nicht sein, ich sollte in der Schule sein, auf der anderen Seite des Ozeans.« Sie warf den anwesenden Staats- und Regierungschefs, darunter auch Angela Merkel, mangelnde Handlungsbereitschaft vor. Ihre Wangen waren übersät mit roten Flecken, in ihren Augen sammelten sich Tränen, ihr Gesicht war zu einer Fratze verzogen und ihre Stimme war brüchig, fast heiser. „Wie konntet ihr es wagen, meine Träume und meine Kindheit zu stehlen mit euren leeren Worten?“, fragte die junge Schwedin mit bebender Stimme: „Wie könnt Ihr nur weiter wegschauen?“ Anfangs konnten auch diejenigen, die den Klimawandel bagatellisieren, einigermaßen mit der Sechzehnjährigen leben. Greta war das liebe, stille, wohlherzogen wirkende Mädchen. Doch das Blatt wendete sich mit der Rede vor der UN. Thunberg war wütend. Das kommunizierte sie in ihren Worten und in ihrer Körpersprache. „Warum denn so aggressiv?“, lautete die Frage in den Kommentarspalten unter der Videoaufnahme ihrer Rede. „Sie könnte das besser rüberbringen“, schlussfolgerte ein anderer Kommentator. Der CDU-Bundestagsabgeordnete Roderich Kiesewetter twitterte: „Wer da rational argumentieren will, ist von vornherein schon diskreditiert. Das ist die neue ‚Qualität‘ mangelnden Willens zur Sachlichkeit. Bitter.“ Und auch US-Präsident Donald Trump meldete sich zu Wort: „Sie scheint ein sehr glückliches junges Mädchen zu sein, das sich auf eine glänzende und wundervolle Zukunft freut.“

Greta Thunberg hatte den netten Protest versucht, nun wollte sie vor der UN klar machen: Ich bin wütend und ihr seid der Grund. Doch die Welt hielt sich damit auf, über die Darbietung dieses Protests zu diskutieren als über den Grund von Thunbergs Wut.

„Es gibt schon Räume für Frauen wütend zu sein“, so Dr. Ursula Hess. „Aber es ist besonders schwierig für junge Menschen. Älteren Frauen wird mehr Raum für ihren Ärger eingeräumt.“ Das ist paradox, denn viele wissenschaftliche Arbeiten weisen darauf hin, dass die Häufigkeit, die eigene

Wut ausdrücken zu müssen und die Intensität der Wut mit fortschreitendem Alter abnimmt. Ob das an der Sozialisierung liegt oder mit den individuellen Erfahrungen zusammenhängt, bleibt unklar.

Eines steht fest: Je jünger die Frau, desto weniger Wut wird ihr eingeräumt, auch wenn sie diese eher ausdrücken möchte.

Wenn eine Frau in einem vollen Geschäft wütend ist, ist irrelevant, wie es zu diesem Umstand kam. Der Fakt, dass die Person überhaupt ihre Contenance verliert, überwiegt alles andere, das Resultat wird als wichtiger bewertet als die Ursache. Ist man also in einem vollen Geschäft wütend, sind die Reaktionen der umstehenden Menschen meistens folgende: Man wird bewertet, beurteilt, verurteilt oder ausgelacht. Wütenden Frauen wird oft suggeriert, dass sie übertreiben oder dass ihre Wut unberechtigt sei. Noch schlimmer ist es, wenn ihnen erklärt wird, dass es gar kein Problem gäbe, sondern, dass sie es sich nur einbilden.

(S. 103-107)

Mareice Kaiser

Das Unwohlsein der modernen Mutter (2021, Rowohlt Polaris)

Oft ist in Medien und Politik die Rede von der „Vereinbarkeit“ von Familie und Beruf. Wie wenig das mit der Realität berufstätiger Mütter zu tun hat, darüber schreibt Mareice Kaiser. Denn zur (bezahlten) Erwerbsarbeit kommen auch noch die (unbezahlte und größtenteils von Frauen übernommene) Sorgearbeit und der Haushalt. Mit dem Ergebnis, das Mütter sich aufreiben und den Eindruck haben, weder ihrer Familie, noch ihrem Job, noch sich selbst gerecht zu werden.

Ich nehme das Brot und schneide es. Ich hole die Butter aus dem Kühlschrank und schmiere sie auf das Brot. „Möchtest du Käse?“, frage ich. Ich lege den Käse auf das Brot. Ich wasche die Brotdose aus. Ich nehme den Schäler aus der Schublade und schäle die Gurke. Sie wird sie eh nicht essen, aber ich will, dass wenigstens die Möglichkeit besteht. Vielleicht will ich auch nur, dass irgendwer sieht, dass sie Gurke dabei hat. Ich schneide die Gurke in Scheiben und lege sie in das obere Fach der Brotdose. Das Brot lege ich in das untere Fach. Ich schmiere ein Knäckebrot mit Butter. „Mit Salz?“, frage ich. Ich streue das Salz auf das Knäckebrot. Ich lege das Knäckebrot auf einen Teller und stelle den Teller auf den Tisch. Ich gieße Wasser in ein Glas und stelle das Glas auf den Tisch.

Ich räume Wäsche in die Maschine. Ich fülle Waschpulver in die Maschine. Ich drücke den Knopf. Ich stelle die elektrische Zahnbürste zurück in den Schrank. Ich wische Zahnpasta vom Waschbecken. Ich nehme ein Tuch und wische das Waschbecken sauber. Ich puste Staub.

Ich packe das Matheheft in den Rucksack. Ich schaue auf den Stundenplan. „Ich komme gleich“, sage ich. Ich wische Kacke vom Po. Ich drücke auf die Spülung. Ich wische Kacke vom Klo. Ich spüle noch mal. Ich schließe die Schnalle des Schuhs. Ich schließe die Schnalle des zweiten Schuhs. Ich nehme die Jacke vom Haken. Ich helfe dem Arm, in den Jackenärmel zu schlüpfen.

Ich schreibe eine Mail an den Lehrer. Ich schreibe eine Mail an den Vater. Ich schreibe eine Mail an die Freundin, die das Kind morgen von der Schule mitnimmt. Ich rufe im Hort an und sage: „Morgen geht das Kind mit der Freundin mit. Ja, den Zettel packe ich in den Rucksack.“

Ich rufe bei der Kinderärztin an. Ich vereinbare einen Termin. Ich trage den Termin in meinen digitalen Kalender ein. Die Waschmaschine piept. Ich räume die Waschmaschine aus. Ich hänge die Wäsche auf. Ich bügle das Kleid. Ich räume die Spülmaschine ein. Ich wische den Küchentisch ab. Ich nehme die Jacke vom Haken. Ich stecke meinen Arm in den Ärmel. Dann den anderen. Ich öffne die Tür.

Ich mache eine Überweisung. Ich mache mir einen Kaffee. Ich verschiebe einen Friseurtermin. Ich versuche, an die Zahnpasta zu denken. Ich schreibe Mails, ich schreibe viele Mails. Ich habe vergessen, Müllbeutel zu kaufen, also werfe ich den Müll in eine alte Plastiktüte, die ich provisorisch im Abfalleimer befestigt habe. Ich muss beim Einkaufen unbedingt an Mülltüten denken.

Ich sauge. Ich sauge das Badezimmer, ich sauge den Flur, ich sauge die Küche, ich sauge unter dem Sofa. So weit ich unter das Sofa komme. Nach ganz hinten komme ich nicht. Schon seit sieben Jahren nicht. Staubkorn in meiner Wohnung müsste man sein. Dann müsste man nicht so viel denken und könnte sich einfach vermehren und es gemütlich haben.

Ich schneide Paprika. Ich schneide Tomaten. Ich schneide Mozzarella. Ich koche Nudeln. Ich schwenke die Nudeln in Butter. Ich denke darüber nach, was eine Ernährung, die vor allem aus Kohlehydraten und Fetten besteht, wohl mit einem Kinderkörper macht. Ich google Kinder, Kohlenhydrate und Fette. Ich habe ein schlechtes Gewissen.

Ich stelle den Salat auf den Tisch. Ich bekomme einen angeekelten Blick zugeworfen. Ich stelle Butternudeln auf den Tisch und esse Salat. Danach esse ich Butternudeln, die übrig geblieben sind, vom Teller und vom Tisch. Ich stelle Teller, Gläser und Besteck in die Spülmaschine. Ich klebe ein Pflaster auf eine Wunde.

Ich beziehe das Bett. Ich koche Wasser. Ich fülle die Wärmflasche. Ich lasse das Badewasser ein. Ich mache Glibbi.¹¹ Ich fülle die Waschmaschine voll. Ich räume die Küche auf. Ich wische den Tisch. Ich wische den Boden. Ich hänge Wäsche auf. Ich rufe eine Abwasserinstallateurin an. Ich rufe meine Eltern an. Ich schreibe meinen Brüdern, was wir meinen Eltern zur

¹¹ Teufelszeug für die Badewanne. Sind Sie Eltern, rate ich Ihnen dringend ab. Sind Sie Kind oder Abwasserinstallateur*in, spreche ich eine klare Glibbi-Empfehlung aus.

Goldenen Hochzeit schenken. Ich singe ein Schlaflied. Ich lese was vor. Ich lege Klamotten raus. Ich gieße die Blumen. Ich füttere die Katze der Nachbarin. Ich putze nicht die Fenster.

Der Begriff Care-Arbeit oder Sorgearbeit beschreibt die Tätigkeiten des Sorgens und Sich-Kümmerns, Fürsorge und Selbstsorge, schreibt die Bundeszentrale für politische Bildung. Sie beginnt mit der Begleitung und Versorgung Schwangerer, Neugeborener und ihrer Mütter, reicht über die Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern, die Wiederherstellung der physischen und psychischen Reproduktion des Arbeitsvermögens von berufstätigen Erwachsenen, die familiäre und professionelle Pflege und Unterstützung bei Krankheit oder Behinderung, über die Hilfe zur Selbsthilfe, unter Freund*innen, Nachbar*innen, im Bekanntenkreis, bis zur Altenpflege und Sterbebegleitung.

Der Begriff umfasst das ganz alltägliche, immer wiederkehrende Kümmern und Versorgen aller Haushaltsmitglieder und das Wissen, die Organisation und die Verantwortung, die es dafür braucht. Kochen, Putzen, Reparieren, auch das ist Care-Arbeit.¹² Sie wird überwiegend von Frauen geleistet, oft als unbezahlte Hausarbeit. Care-Arbeit ist die Arbeit, die gemacht werden muss, damit wir gut leben können. Damit wir überhaupt leben können. Care-Arbeit ist existenziell. Ohne Care kein Leben.

Oft ist es auch die Arbeit, die von Frauen gemacht wird, damit Männer erwerbsarbeiten können. Denn das geht nur, wenn zu Hause das Essen auf dem Tisch steht und der Tisch geputzt ist. Die Verantwortung dafür, dass der Tisch geputzt ist, liegt nach so vielen Jahren feministischer Entwicklung noch immer vor allem bei Frauen. So schreibt die Autorin Jacinta Nandi in ihrem großartigen Buch *Die schlechteste Hausfrau der Welt*: „Eine schmutzige Wohnung ist immer nur peinlich für die Frau, nicht für den Mann.“¹³ Deshalb putzt sie, bevor der Putzmann kommt – den sie engagiert hat, weil ihr Mann, ein Professor, sich so überhaupt nicht zum Putzen berufen fühlt. (Ich fühle mich übrigens ebenfalls nicht berufen zum Putzen, auch ohne Professorinnen-Titel.)

Wie sehr Care-Arbeit noch immer mit Frauen und noch mehr mit Müttern verknüpft ist, zeigt die Umkehrung. „Hier wird gerade die Kitaanmeldung für den Kleinen diskutiert. Ich bin ja eigentlich dagegen, ihn schon mit 1 Jahr in fremde Hände zu geben, aber kann verstehen, dass der Mann mal Entlastung will. Ich finde 25 Stunden ausreichend, er will aber 35. Wie regeln eure Männer das?“¹⁴, schreibt Twitter-Nutzerin *Das bisschen Arbeit*.

Eine Frage, die es mit vertauschten binären Geschlechterrollen

¹² Uta Meier-Gräwe: „Wirtschaft neu ausrichten. Wege in eine care-zentrierte Ökonomie“, bpb.de, 30. Oktober 2020.

¹³ Jacinta Nandi: „Die schlechteste Hausfrau der Welt“, Hamburg 2020, S. 50.

¹⁴ twitter.com/dasbisschenarb1/status/1223192055859634176?lang=de

Millionen Mal gibt. Und so hat der Tweet mittlerweile fast 300 Antworten, in denen vermeintliche Karrierefrauen über die Ambitionen ihrer Möchtegern-Workingdads jammern. Denn diese sollten nun wirklich lieber bei den Kindern bleiben, den Haushalt machen und sich um ihr Äußeres kümmern. Der Vaterinstinkt sei schließlich die Natur, und das spärliche Teilzeitgehalt der Väter würde ja eh von den Kitagebühren aufgefressen.

Die Antworten auf den Tweet sind so lustig, dass ich mehrmals laut lachen musste. Und sie sind bitter. Denn sie zeigen, wie weit wir noch entfernt sind von geschlechtergerechter Elternschaft und von Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Und überhaupt von einer Gesellschaft, in der alle Menschen ein selbstbestimmtes Leben führen können. [...]

(S. 31-35)

Schon in den 1970er Jahren wurde über die Hausarbeit gestritten, und zwar höchst politisch und international. Das Motto der internationalen Debatte lautete „Lohn für Hausarbeit“ und wurde in Deutschland vor allem in der BRD geführt. In der DDR wurde bereits 1952 der sogenannte Hausarbeitstag eingeführt. Frauen und ganz wenige Männer hatten Anspruch auf einen bezahlten Hausarbeitstag pro Monat. Dieser konnte den Lohn für Hausarbeit nicht ersetzen – die stattliche Anerkennung der Leistung der Hausfrauen durch einen bezahlten Hausarbeitstag, gepaart mit der selbstverständlichen Einbindung aller Frauen in die Erwerbsarbeit, trug allerdings dazu bei, dass die Kampagne „Lohn für Hausarbeit“ in der DDR nicht greifen konnte.

In der Berliner Frauenzeitung Courage stellten Pieke Biermann und Gisela Bock Hausarbeit als „die Schlüsselindustrie der Gesellschaft“ vor und forderten: „Alle Frauen sollen vom Staat bezahlt werden – das ist das Programm dieser internationalen feministischen Strategie.“

Dabei ging es nicht primär um die Bezahlung dieser Arbeit, um eine gesellschaftliche Aufwertung zu erreichen, sondern darum, dass sich die gesellschaftliche Realität von Frauen – zwischen Haus- und Erwerbsarbeit hin- und herpendelnd – ändern musste, „denn sonst kann man uns immer, je nach Konjunktur, zwischen der unterbezahlten Arbeit außer Haus und der unbezahlten Arbeit im Haus hin- und herschieben; denn sonst haben wir keine Möglichkeit freier Wahl oder gar freier Zeit; denn sonst bleiben wir ökonomisch von den Männern abhängig und machen uns gegenseitig Konkurrenz um das bisschen Leichtlohn für Schwerarbeit, die man den Frauen zuweist.“¹⁵

Es ging also nicht nur um Geld, sondern auch um das Sichtbarmachen und die Anerkennung der bisher unsichtbaren und unbezahlten Tätigkeiten. [...]

¹⁵ Pieke Biermann und Gisela Bock: „Lohn für Hausarbeit vom Staat für alle Frauen“, Berliner Frauenzeitung Courage 3/1977.

Die Bewegung löste sich auf, es hieß, „die Forderung politisch durchzusetzen erwies sich, jedenfalls in Deutschland, als utopisch.“¹⁶ Immer wieder wird gefordert, diese Debatte wieder zu führen. Das *Netzwerk Care Revolution* macht genau das. In der Resolution auf ihrer Webseite heißt es: „Wer Sorgearbeit individuell oder zusammen mit anderen leisten will, muss durch entsprechende Arbeitszeitmodelle und gesellschaftliche Regelungen dafür materiell und zeitlich abgesichert werden.“ Wie genau das aussehen soll, steht dort nicht. Auf Anfrage bekomme ich die Antwort, das Netzwerk sei noch relativ jung, die Frage sei „noch nicht intensiv ausdiskutiert.“

Eine konkretere Forderung hat das *Equal Care Manifest*. Eine der 18 Forderungen der Initiative von Almut Schnerring und Sascha Verlan lautet: „Die Einführung einer finanziell abgesicherten Familienarbeitszeit und von flexiblen Zeitbudgets für geleistete Care-Arbeit für Kinder, kranke und hilfebedürftige Angehörige, gekoppelt mit einer echten Entgeltleistung (Sorgegeld, zum Beispiel in Höhe des Elterngelds).“¹⁷ Almut Schnerring und Sascha Verlan haben auch den *Equal Care Day* initiiert. Dieser Tag soll das Bewusstsein der Gesellschaft dafür schärfen, dass Care-Arbeit und Pflege, Care-Arbeiter*innen und Sich-Kümmernde allzu oft schlecht bis gar nicht honoriert werden. Der *Equal Care Day* ist der 29. Februar in Schaltjahren und der 1. März in allen anderen Jahren, denn „der Schalttag wird genauso oft übergangen wie die Care-Arbeit“, sagen Schnerring und Verlan.¹⁸

Damit wir gut leben können, muss noch eine andere Art von Arbeit erledigt werden: emotionale Arbeit. Den Begriff *Emotional Labour* – also Emotionsarbeit – hat die Soziologin Arlie Hochschild geprägt, um die (emotionale) Arbeit von Menschen in Dienstleistungsberufen zu beschreiben. Menschen, deren Job darin besteht, freundlich zu sein. Flugbegleiter*innen zum Beispiel. Und auch die Job-Beschreibung „Mutter“ passt sehr gut dazu.

Mütter trösten, ermuntern und ermutigen, sorgen für Harmonie: „Die bewusste Manipulation der eigenen Emotionen, damit andere sich wohl fühlen – das ist die klassische Definition von Emotional Labour“, schreibt die Autorin Bianca Jankovska und nennt das Beispiel Orgasmus.¹⁹ Laut einer Studie der Forscher Gayle Brewer und Colin Hendrie von der University of Leeds täuschen 87 Prozent der heterosexuellen Frauen ihren Partnern einen Orgasmus beim Sex vor. Hauptsache, *er* ist glücklich.

Mütter sind Menschen, die dafür sorgen, dass es allen gut geht. Dass alle das haben, was sie brauchen. Selbst wenn sie sich selbst dabei vergessen.

¹⁶ Barbara Duden: „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Ein Rückblick“, *Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik* 30/2009.

¹⁷ Almut Schnerring und Sascha Verlan: „Equal Care Manifest“, equalcareday.de, o.D.

¹⁸ ebd.

¹⁹ Bianca Jankovska: „Bitte lächeln“, *zeit.de*, 19. Dezember 2017.

Oft passiert das auch aus wirtschaftlichen Abhängigkeiten. Vor allem bei unserer Elterngeneration. Mütter wie meine Mutter, in einer westdeutschen heteronormativen Kleinfamilie, hatten gar keine Chance auf einen anderen Lebensentwurf. Der hätte Armut bedeutet [...]. Deshalb gehörte und gehört auch heute noch oft dieser Gedanke zur Mutterschaft dazu: Ich bin da, damit es den anderen gut geht.

Und wenn das dann alles gut läuft: Care-Arbeit, Haushalt, emotionale Arbeit – dann dürfen Mütter auch noch Lohnarbeiten. Falls sie einen Teil der Arbeit nicht schaffen, wird er ausgelagert – an andere Frauen. Zum Beispiel an Migrantinnen aus Ländern, die besonders von Armut betroffen sind. Sie übernehmen oft die Putztätigkeiten, meist unterbezahlt. In dieser Zeit können Mütter dann ihrer Lohnarbeit nachgehen. In Teilzeit, natürlich.

„Das Problem ist nicht die Hausarbeit, das Problem ist: Es gibt keine Zeit dafür. Wann soll man das alles machen?“, fragt die Autorin Jacinta Nandi.²⁰ Und genau das ist der Punkt. Wenn wir als Eltern über Arbeit sprechen und nachdenken, geht es vor allem um Zeit. Wie wollen wir sie verbringen? Immer in Hektik? Immer nur halb dort, halb hier? Immer mit dem Kopf bei der Arbeit, während das Kind neben uns sitzt, und das Kind im Kopf, während die Arbeit erledigt werden will?

Es gibt einen Begriff, der die politische Relevanz der Zeit beschreibt: Zeitpolitik. Der Begriff ist relativ neu, Politik wird damit aber schon lange gemacht. Denn fast alle familienpolitischen Maßnahmen der vergangenen Jahrzehnte haben Einfluss darauf, wie Familien ihre Zeit verbringen. So zum Beispiel das Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz von 2007 oder die Einführung des Elterngeld Plus und die Flexibilisierung der Elternzeit 2015. Die Zahl der Väter, die Elterngeld bezogen haben, verdoppelte sich fast von 2008 zu 2018. Allerdings nehmen die meisten Väter nur zwei Monate – während die meisten Mütter ein Jahr aus der Erwerbstätigkeit aussteigen.

Zeit ist das, was allen Eltern fehlt – und vor allem Müttern. „Eine Rushhour im Lebensverlauf“ nennt die Bundeszentrale für politische Bildung die Zeit zwischen dem 28. und dem 34. Lebensjahr.²¹ Also die Zeit, in der Menschen sich oft beruflich etablieren und eben auch genau die Zeit, in der die Fürsorge für kleine Kinder eine große (Zeit-) Rolle spielt. Dazu oder direkt anschließend kommt dann noch Fürsorglichkeit in Bezug auf die eigenen Eltern. Zeitpolitik wird zwar als Begriff häufig genutzt, eine wirkliche Berücksichtigung bei politischen Prozessen kann ich allerdings noch nicht erkennen. „Ich würde gern, aber ich habe leider keine Zeit“ bleibt also weiterhin der Satz, den ich am meisten von meinen Freundinnen, die Mütter sind, höre. Und den ich selbst viel zu oft sage.

²⁰ Jacinta Nandi: „Die schlechteste Hausfrau der Welt“, Hamburg 2020, S. 41.

²¹ Hans Bertram und Carolin Deuffhard: „Familien-Zeitpolitik: Zeit für Fürsorge“, bpb.de, 6. November 2014.

„Wann bist du fertig?“, fragt mich meine Kollegin. Ich habe ihr meinen Text für 14 Uhr versprochen, jetzt ist es schon nach 15 Uhr. „Gleich“, sage ich. Da klingelt mein Telefon. Die Kita-Nummer steht auf dem Display, mein Herz schlägt schneller. Ein Anruf der Kita ist selten ein gutes Zeichen. „Hallo?“ Weinendes Kind im Hintergrund, im Vordergrund die Erzieherin, in schnellen Worten. Finger, Tür, geklemmt, Schluchzen, nein, die Babysitterin nicht, Mama, Schluchzen. Das Telefon noch in der einen Hand, tippe ich mit der linken Hand eine Nachricht: „Ich muss zur Kita, Kind hat Finger eingeklemmt.“ Computer zuklappen und los, das Taxi bestelle ich per App, während ich die Treppenstufen herunterlaufe.

„Den Text schicke ich dir heute Abend, spätestens“, schreibe ich der Kollegin aus dem Taxi. Mir wird schlecht, wie immer, wenn ich im Auto hinten sitze. Es ist kurz vor halb vier, die Straßen sind voll. Der Taxifahrer regt sich über die Autos auf, ich habe keine Kapazität für Aufregung über Autos. Nur für Fragen: Wann soll ich den Text fertig schreiben? Müssen wir ins Krankenhaus? Wann wird die fucking Ampel endlich grün? Und wie, verdammt noch mal, soll das eigentlich alles gehen? Vereinbarkeit, schon allein das Wort!

Ich habe zwei Jobs und oft keine Ahnung, wie ich sie vereinbaren soll. Ich bin Mutter und Journalistin. Wie soll ich einen Text schreiben und gleichzeitig mit meinem Kind Uno spielen? Wie soll ich recherchieren und gleichzeitig mit meinem Kind und dem gequetschten Finger in eine Notaufnahme fahren? Wie soll ich so arbeiten, dass ich meine Erwartungen an mich selbst erfülle, ausreichend Geld verdiene, und gleichzeitig die Mutter sein, die ich sein möchte?

Wer hat den Begriff Vereinbarkeit eigentlich erfunden? Eine Mutter ganz bestimmt nicht. Während mir von der Taxifahrt und meinen Gedanken immer übler wird, gebe ich „Vereinbarkeit“ als Suchbegriff ein. Mein Ergebnis: „Unter der Vereinbarkeit von Familie und Beruf versteht man seit dem 20. Jahrhundert die Möglichkeit Erwachsener im arbeitsfähigen Alter, sich zugleich Beruf und Karriere einerseits und dem Leben in der Familie und der Betreuung von Kindern und pflegebedürftigen Personen andererseits zu widmen, unter Berücksichtigung der Schwierigkeiten, die dabei auftreten können.“²²

Schwierigkeiten, I feel you. Und es wird noch besser: „Wurde die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ursprünglich mehr als die Frage angesehen, ob sich Mutterschaft und Berufstätigkeit miteinander überhaupt lassen, entwickelte sich der gesellschaftliche Diskurs in den Industrienationen im Zuge der Emanzipation in die Richtung, wie sich für Mütter und Väter eine Berufstätigkeit mit der Erziehung der Kinder zeitlich vereinbaren lässt.“

Ja, wie eigentlich? Zu welchem Preis? Eine Studie zeigt: Frauen in

²² https://de.wikipedia.org/wiki/Vereinbarkeit_von_Familie_und_Beruf

Deutschland verbringen jeden Tag im Schnitt vier Stunden und 29 Minuten mit unbezahlter Arbeit. Dazu gehören Haushalt, das Kümern um Kinder oder pflegebedürftige Angehörige sowie Vereins- oder Wohltätigkeitsarbeiten. Mutterschaft ist in Deutschland weiterhin Karrierekiller, Diskriminierung von Müttern am Arbeitsplatz die Regel.

Mit manchen Ungerechtigkeiten lebt man so lange, bis man irgendwann glaubt, sie seien ganz normal und nicht zu ändern. Die Diskriminierung von Frauen in der Arbeitswelt sei so eine Ungerechtigkeit, schreibt die Journalistin Anne Kunze.²³ Der Begriff *Workingmom* zeigt, dass Mütter, die erwerbsarbeiten, noch immer etwas Besonderes sein müssen. Ähnlich übrigens der Begriff Familienvater – oder haben Sie schon mal einen Vater ohne Familie gesehen? Oder, noch besser: eine Familienmutter? Auch schön: die Karrierefrau. Kennen Sie einen Karrieremann?

Eine andere Bezeichnung, die sehr perfide die Benachteiligung von Frauen und Müttern zeigt, ist die Bezeichnung „Mutti“ für Angela Merkel, die erste Bundeskanzlerin der Bundesrepublik. Mit dieser Bezeichnung gehen zwei Dinge einher: Erstens wird ihre Macht – wir sprechen immerhin über eine der mächtigsten Personen der Welt – herabgestuft. „Der Begriff, von Erwachsenen über eine Erwachsene gesagt, ist verniedlichend, verächtlich, distanzierend“, schreibt der Autor Till Raether.²⁴ Zweitens: Dadurch, dass Angela Merkel durch den Begriff Mutti degradiert werden soll, lässt sich die gesellschaftliche Stellung von *Muttis* erkennen. Sie sind nicht ernst zu nehmen, machtlos. Dabei ist Angela Merkel alles andere als das.

Wie würden Sie einen Mann nennen, der Kind und Karriere wuppt? Einen „echten Powermann“? Wohl eher nicht. Sprache schafft Realität. Solange Begriffe wie *Karriere-*, *Powerfrauen* oder *Workingmoms* verwendet werden, so lange wird Lohnarbeit Männern zugeschrieben und so lange werden sich Arbeitsbedingungen weiterhin an kinderlosen Männern orientieren. Dass sie das tun, spüren Mütter im Job: fristlose Kündigung bei Schwangerschaften, keine Rückkehr zum alten Job nach der Elternzeit. Mütter werden versetzt, degradiert oder gleich ganz rausgeworfen. Ein Viertel aller Arbeitnehmerinnen gibt nach einer Studie des Gewerkschaftsbundes DGB an, im Berufsleben diskriminiert worden zu sein. Die meisten nennen als Grund ihr Geschlecht, also Sexismus.

Es gibt Gesetze, die gegen Diskriminierung helfen sollen: das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz, das Entgelttransparenzgesetz oder das Bundeselternzeitgesetz. Aber offenbar ist es schwierig, diese Gesetze durchzusetzen. Und oft ist auch klar: Reiche ich juristische Schritte ein, ist mein

²³ Anne Kunze: „Skandal ohne Ende“, *zeit.de*, 22. März 2019.

²⁴ Till Raether: „Die Mutti aller Schlachten“, *Süddeutsche Zeitung Magazin* 10/2017.

Arbeitsplatz eh weg. [...]

Wenn wir von Vereinbarkeit sprechen, meinen wir meistens Unvereinbarkeit. Denn das ist es, was die meisten Eltern und vor allem Mütter erleben. Es ist die Zerrissenheit zwischen dem Job, den Kindern und den eigenen Bedürfnissen – wenn Eltern sich denn überhaupt gestatten, ihre eigenen Bedürfnisse zu achten. *Emotional Labour* zum Beispiel macht ja vor allem Frauen klar: Es geht nicht um dich, es geht um Harmonie und Wohlbefinden – der anderen.

Das Resultat: das Gefühl, weder dem Job noch dem Kind, noch sich selbst gerecht zu werden. Und das täglich. Ein Alltag, der von dem Gefühl geprägt ist, nicht genug zu sein. Überall immer nur halb zu sein, niemals ganz. Die Arbeitende in Teilzeit, die schnell zum Kind muss; die Mutter, die gleich wieder erwerbsarbeiten muss. Ein Leben, das von morgens bis abends aus Müssen besteht.

„Also Frauen: Wehrt euch. Viele Männer werden euch unterstützen“, schreibt Anne Kunze.²⁵ Ich würde das gern glauben. Aber ich kann es nicht. Ein Wandel der Arbeitswelt würde für viele Männer eben auch bedeuten: Machtverlust, Bequemlichkeitsverlust, finanzieller Verlust. Ich höre da noch nicht so viele Männer rufen: „Ja, hier, ich will Macht und Geld abgeben!“

Gleichzeitig sollte es auch nicht die Aufgabe von Müttern im Job sein, sich zu wehren. Die Beweislast sollen nicht die Benachteiligten haben, die Initiative kann nicht nur von den Betroffenen ausgehen. Stattdessen muss es die Aufgabe der Privilegierten, der Personen in Machtpositionen sein, darauf aufmerksam zu machen und in kleinen und großen Gesten für mehr Gleichberechtigung zu streiten.

(S. 36-45)
[...]

Vereinbarkeit, das klingt leicht. Nicht so, wie sich die Realität anfühlt. Vereinbarkeit ist ein Mythos. Gleiches gilt für die Work-Life-Balance. Worte wie Vereinbarkeit und Work-Life-Balance suggerieren: Es liegt an dir, wenn du es nicht schaffst. Es liegt an dir, wenn du es nicht mit einem Lächeln schaffst. „Würde die Work-Life-Balance bei den meisten eine Balance sein, würden wir nicht ständig darüber reden“, schreibt die Autorin Susan Djahangard.²⁶

Und so strugeln wir alle weiter und sind müde und oft auch unzufrieden und suchen die Schuld bei uns. Dabei ist die Unvereinbarkeit strukturell

²⁵ Anne Kunze: „Skandal ohne Ende“, *zeit.de*, 22. März 2019.

²⁶ Susan Djahangard: „Eine neue Vollzeit“, *taz.de*, 6. Oktober 2020.

erschaffen. Vereinbarkeit ist die Ausnahme, Unvereinbarkeit die Regel. Jedenfalls bei mir und allen Eltern, die ich kenne.

Manchmal treffen die Rufe nach Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf die Realität. In Thüringen musste im Sommer 2018 eine Abgeordnete den Landtag verlassen, weil sie ihr Baby dabei hatte. Mütter sollen alles sein – aber nur wenn es auch allen passt. Eine Mutter im Wochenbett im Landtag, gern – das Baby soll sie aber bitte zu Hause oder wo auch immer lassen. Eine Mutter soll selbstverständlich berufstätig sein – aber bitte nicht karrieregeil. Was Mütter wollen, scheint nicht relevant zu sein.

Wir sollten deshalb nicht von Vereinbarkeit sprechen, sondern von der Herausforderung, Vereinbarkeit herzustellen. Wir sollten nicht von der Work-Life-Balance sprechen, sondern vom Ungleichgewicht unserer Lebensbereiche. Und vielleicht gibt es auch noch mehr und bessere Worte, die beschreiben, wie anstrengend es in unserer Leistungsgesellschaft ist, ein glückliches Leben zu führen. Wenn wir sichtbar machen, dass wir nicht über Balance sprechen, könnten wir auch genauer schauen, was uns ins Straucheln bringt. Statt Work-Life-Balance müsste es für Eltern heißen: Care-Work-Leisure-Struggle.

Vom Struggle schreibt auch Susan Djahangard – und zwar als Frau ohne Kind. Denn der Struggle der Nicht-Balance ist nicht in Mutterschaft begründet – er wird hier bloß polarisiert, auf die Spitze getrieben.

„Arbeiten, Bad putzen, einkaufen, kochen (frisch und gesund), Wäsche waschen, Haare auch, Sport, Freund*innen, Ehrenamt, schlafen. Ja, das ist mein Leben und Ihres wahrscheinlich auch. Sie kennen den Struggle. Was ich sagen will: Das ist viel, auch ohne Kinder. Seit ich arbeite, habe ich das Konzept der Hausfrau verstanden.“²⁷

Ob sich Mutterschaft und Berufstätigkeit unter den aktuellen Bedingungen überhaupt vereinbaren lassen? In diesem Moment im Taxi, auf dem Weg zu meinem weinenden Kind, zweifle ich stark daran.

Auch am nächsten Morgen, als mein Kind mit geschwellenem, aber immerhin nicht gebrochenem Finger fragt: „Kann ich mit dir ins Büro kommen?“

Wenn ich ja sage, wird der Text nie fertig werden. Dass das überhaupt eine Option ist, ist natürlich an sich schon privilegiert. Dennoch wirft die Frage meinen kompletten Zeitplan um.

„Ich hole dich früh aus der Kita ab“, lüge ich mein Kind an. Der Text, den ich meiner Kollegin versprochen habe, wird erst morgen fertig.

(S. 58-60)

²⁷ ebd.

Şeyda Kurt

Radikale Zärtlichkeit. Warum Liebe politisch ist (2021, HarperCollins)

Traditionelle Vorstellungen von romantischer Liebe sind laut Şeyda Kurt problematisch, denn sie verfestigen patriarchale Geschlechterrollen und können sogar Rassismus und sexualisierte Gewalt befördern. Gleiches gilt für die Selbstfürsorge („self-care“) oder Selbstliebe, die oft wenig mit Liebe für sich selbst zu tun hat – und viel mit kapitalistischen Normen. Was es stattdessen braucht, so Kurt, ist radikale Zärtlichkeit. Sich selbst und anderen gegenüber.

Wir ertragen traditionelle Rollenaufteilungen für die romantische Liebe. Wir nehmen für sie in Kauf, uns nach einem Tag der Lohnarbeit in die Haus- und Fürsorgearbeit zu stürzen und am Ende erschöpft ins Bett zu fallen. Wir lassen uns von Streitereien und der symbolischen Arbeit an romantischen Praxen schlauchen, anstatt unsere Zeit für unsere Belange zu investieren, uns zu politisieren, zu engagieren, zu organisieren. Wir ertragen toxische oder gewaltvolle Partner*innen für die romantische Liebe. Wir entschuldigen sie. Wir leiden für die romantische Liebe. Die Liebe rechtfertigt alles, denn sie ist heilig. Ich nenne diese Überzeugung toxische Romantik.

Anfang 2019 startete die Polizei Berlin öffentlich auf Instagram einen Aufruf unter der Überschrift: *Jetzt sucht er dich – wir helfen*. Darin hieß es, ein Kollege habe einer jungen Frau, die hilflos in der Stadt herumirrte, den Weg erklärt. Seitdem gehe sie ihm nicht mehr aus dem Kopf. „Du warst gestern 16:30 Uhr am U-Bhf Hallesches Tor. Wenn das Du warst, melde dich bitte per DM.“ Ich arbeitete damals in der Redaktion eines Onlinemagazins und kommentierte den Vorfall in einem Artikel. Ich schrieb, das Verhalten der Polizei Berlin sei übergriffig. Ich schrieb, dass es ein faktisches Machtgefälle zwischen dem Polizisten und der jungen Frau gebe, das er ausnutze. Dass ein Lächeln, das sie ihm laut Instagram Beschreibung zum Abschied geschenkt habe, nicht unbedingt eine Aufforderung sei, landesweit und öffentlichkeitswirksam nach ihr zu fahnden. Eine selbstverständliche Geste der Höflichkeit müsse nicht immer als ein exklusives romantisches Geschenk verstanden werden. „Wenn ich als Frau einen Polizisten anspreche, Hilfe bei ihm suche und mich ihm

anvertraue, erwarte ich – oder noch eher: habe ich das Recht darauf –, nicht als potenzielle Partnerin oder Lustobjekt wahrgenommen zu werden, deren Äußeres, Lächeln und Auftreten beurteilt wird“, merkte ich in dem Kommentar an. „Denn ich bin ihm ausgeliefert. Wie viel Vertrauen erzeugt das etwa bei Opfern von Stalking?“²⁸

Es geht mir nicht darum, dass die besagte Frau die Aktion der Berliner Polizei nicht gut finden *kann*. Oder *soll*. Es geht auch nicht darum, dass dieser junge Polizist und die Frau – sollte sie sich auf das Gesuch melden oder sollten die beiden sich noch mal über den Weg laufen – miteinander nicht glücklich werden können. Doch das Verhalten der Berliner Polizei steht exemplarisch für eine Kultur, in der Höflichkeit und Hilfsbedürftigkeit von weiblichen Personen als flirtender Wink mit dem Zaunpfahl interpretiert und diese Interpretation in der Öffentlichkeit mit aller Selbstverständlichkeit breitgetreten wird (davon abgesehen, dass diese Person ganz selbstverständlich als hetero aufgefasst wird). [...]

In Lesendennachrichten schlugen mir Wut, Beleidigungen und Empörung entgegen, hauptsächlich von Männern. Andere Lesende hatten viele Fragen: Was ich denn nun gegen das persönliche Glück des jungen Polizisten hatte? Auffällig viele Lesende fragten sich, ob ich denn selbst nie verliebt gewesen sei. Und mindestens zwei, ob ich denn noch nie etwas von Liebe auf den ersten Blick gehört hatte.

Die sogenannte Liebe auf den ersten Blick ist tatsächlich einer der hartnäckigsten Mythen der toxischen Romantik. Selbstverständlich kann mir ein Mensch auf Anhieb sympathisch sein. Es kann knistern. Ich kann mich auf eine unergründliche Art und Weise zu einem Menschen hingezogen fühlen. Doch was hat das mit Liebe zu tun, wenn ich sie im Sinne einer zärtlichen Annäherung auf Augenhöhe verstehen will? Darf ich meine Machtposition ausnutzen, um meine Projektion – denn kaum etwas anderes kann ein Mensch, der mir nur flüchtig begegnete, für mich verkörpern – Wirklichkeit werden zu lassen? Ohne das Einverständnis meines Gegenübers?

Diese „quasireligiöse Liebesauffassung“²⁹, um noch mal Eva Illouz zu zitieren, soll uns hilflos gegenüber einer höheren Macht und der Prämisse machen, dass im Namen der romantischen Liebe alles erlaubt sein muss. Wir sollen verstummen.

Gleichzeitig gab und gibt es im Zuge der #MeToo-Bewegung eine breite öffentliche Diskussion darüber, dass Begehren und Intimität einen Konsens aller Beteiligten erfordern und Grenzen respektieren müssen. Die Grenzen errichten wir, indem wir das Schweigen brechen, den Handlungsspielraum definieren,

²⁸ <https://ze.tt/polizei-sucht-auf-instagram-nach-einer-frau-in-die-sich-ein-kollege-verliebt-hat-und-das-ist-ein-problem>

²⁹ Eva Illouz: Warum Liebe weh tut, Suhrkamp 2016, S. 363.

ihn also eingrenzen. Dafür braucht es Raum und Zeit, um für das Erlebte, das Zukünftige, um für Bedürfnisse und Handlungsoptionen treffende Worte zu suchen, Widerspruch zu formulieren – aber auch Zustimmung. Wir müssen reden *können*, damit wir uns freiwillig dazu entscheiden können zu schweigen.

Im Januar 2018 meldeten sich rund hundert französische Prominente, darunter die Schauspielerin Catherine Deneuve, in einem offenen Brief in der französischen Tageszeitung *Le Monde* zu Wort. Sie unterstellten der #MeToo-Bewegung nicht nur, Männer wie „Schweine in den Schlachthof“ schicken zu wollen („*Cette fièvre à envoyer les porcs à l’abattoir*“). Sie beschworen auch im reißerischen Pathos ein „Klima einer totalitären Gesellschaft“ („*un climat de société totalitaire*“) und forderten stattdessen „eine Freiheit, jemandem lästig zu werden“ („*une liberté d’importuner*“).³⁰ Das sei für die sexuelle Freiheit unerlässlich. Denn hartnäckiges oder ungeschicktes Flirten sei kein Verbrechen.

Selbstverständlich gibt es einiges, was ich an der #MeToo-Bewegung kritisieren wurde. Etwa dass sie hauptsächlich die Erfahrungen und Bedürfnisse von *weißen*, bürgerlichen cis Frauen anspricht, die sowieso mehr Zugänge zu einer breiten Öffentlichkeit haben. Ebenso dass sie ihre Kritik an patriarchalen Gesellschaften – zumindest im Mainstream – selten auf tieferliegende, strukturelle, politische Verhältnisse richtet. Dass sie sich zu sehr mit Alltagsbeobachtungen vergnügt, statt zu analysieren, wie und warum weibliche Personen, nichtbinäre, inter und trans Menschen in unseren Gesellschaften derart viel Gewalt erleben, ausgebeutet und missbraucht werden.

Und doch sind diese Formulierungen von Deneuve und Co. eine verächtliche Verharmlosung der Schilderungen, die Tausende Menschen unter diesem Hashtag geteilt haben. Die Erfahrungen der Gewalt offenbaren gemeinsame Muster bis hin zu Gesetzmäßigkeiten, die wirkmächtig und Angst einflößend sind. Die Täter*innen erfahren oft keine Konsequenzen. Sich als Überlebende*r zu äußern, sich gegen die Gewalt – auch in intimen Beziehungen – zu stellen, erfordert Mut.

Ein Blick nach Deutschland: Erst seit 1997 sind Vergewaltigungen in der Ehe in der Bundesrepublik faktisch strafbar. Zuvor definierte sie das Gesetz als eine Gewalthandlung, die Menschen zum „außerehelichen Beischlaf“ zwang. Innerehelicher Zwang und Vergewaltigung existierte in diesem juristischen Sinne also gar nicht – und war somit nicht Gegenstand von Strafverfolgung.

In der Gegenwart ist jede dritte Frau in Deutschland mindestens einmal in ihrem Leben von physischer und/oder sexualisierter Gewalt betroffen, zeigt die kriminalstatistische Auswertung zur Partnerschaftsgewalt des Bundeskriminalamtes aus dem Jahre 2018.³¹ Etwa jede vierte Frau wird demnach

³⁰ https://lemonde.fr/idees/article/2018/01/09/nous-defendons-une-liberte-d-importuner-indispensable-a-la-liberte-sexuelle_5239134_3232.html

³¹ www.bka.de/DE/AktuelleInformationen/StatistikenLagebilder/Lagebilder/Partnerschaftsgewalt/partnerschaftsgewalt_node.html

mindestens einmal Opfer körperlicher oder sexualisierter Gewalt durch ihren aktuellen oder früheren Partner, nichtbinäre Menschen werden in diesen Statistiken leider erst gar nicht mitberücksichtigt. Die größte Lebensgefahr für Frauen geht demnach immer noch von ihrem Partner aus.

Rund jeden dritten Tag wird eine Frau von ihrem (Ex-)Partner ermordet. Und wenn die Öffentlichkeit überhaupt Wind von diesen Fällen bekommt, stellt sie sich gefühlt jedes Mal dieselben Fragen: Wie konnte es so weit kommen? Warum haben die gefährdeten Personen so lange geschwiegen?

Der Kriminologe Christian Pfeiffer wertete in einer Publikation Erhebungen aus Deutschland von 2014 bis 2016 aus. Er stellte fest: „Von hundert Frauen, die vergewaltigt werden, erlebt nur etwa eine einzige eine Verurteilung.“³² Das liege daran, dass fünfundachtzig Prozent der Frauen keine Anzeige erstatten wurden. Von den übrigen fünfzehn Prozent würden letztlich nur 7,5 Prozent der Täter verurteilt werden. Oft stehe Aussage gegen Aussage. In diesem Falle werde Frauen häufig vorgeworfen, dass sie lügen wurden. Laut Pfeiffer bewahrheite sich dies jedoch nur in Einzelfällen. Die große Mehrheit der Frauen, nach seinen Erhebungen rund achtzig Prozent, würden wahre Angaben machen.

Außerdem gibt es unzählige Fälle, in denen Polizist*innen meist weibliche Personen, die sexualisierte Gewalt erfuhren, nicht ernst nehmen – ganz im Gegenteil: Sie machen sie dafür mitverantwortlich, weil sie dies oder jenes trugen. Zur vermeintlich falschen Zeit am falschen Ort. Das nennt sich Victim Blaming. Selbstverständlich betrachte ich nicht jeden Menschen, der sich beim Flirten ungeschickt anstellt, gleich als eine*n Schwerverbrecher*in. Diese Haltung unterstellen Deneuve und Co. offensichtlich Feminist*innen wie mir. Das würde bedeuten, dass ich jedes Mal in der Bar mindestens zehn Schwerverbrecher*innen über den Weg laufe. Doch lese ich den Gastbeitrag von Deneuve und Co., könnte ich denken, dass es bei sexualisierter Belästigung um Ungeschicklichkeiten geht wie ein umgeworfenes Glas. Gesten und Sprüche, die förmlich aus dem Mund stolpern, ganz ohne Intention.

Verbrecherisch ist die Verteidigung eines patriarchalen Prinzips, das Menschen nicht zugesteht, ihre eigenen Grenzen aufzuzeigen, laut zu werden, ihre einzige Chance wahrzunehmen, von anderen Menschen Akzeptanz und Respekt vor diesen Grenzen zu erwarten. „Mein Schweigen hat mich nicht geschützt“, so die Poetin Audre Lorde in ihrer Rede *The Transformation of Silence into Language and Action* (1977).

Verbrecherisch sind Menschen, die die Opfer wegen ihres Widerstands erniedrigen und als hysterische Abtrünnige brandmarken. Verbrecherisch ist die Legitimierung einer gefährlichen Selbstverständlichkeit und Anspruchshaltung,

³² <https://www.tagesschau.de/investigativ/report-muenchen/verurteilungen-vergewaltigung-101.html>

mit der Menschen, die in Machtpositionen sind, Raum einnehmen und auf die Körper anderer Menschen zugreifen, sie konsumieren, ihre Integrität missachten und somit hierarchisieren – als wären diese Körper unbedingt anwesend, um ihre Bedürfnisse nach Nähe oder Anerkennung zu befriedigen. Diese Verhaltensmuster resultieren aus kapitalistischen, sexistischen, aber auch rassistischen und anders diskriminierenden Logiken. Es sind nicht nur cis Männer, die Körper, die in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen stehen, sexualisieren und missbrauchen. Es sind auch etwa nichtschwarze Menschen, die Schwarzen Menschen ungefragt in die Haare greifen oder ihre Haut berühren. [...]

Menschen wie Catherine Deneuve sind offenbar daran interessiert, dass Dinge bleiben, wie sie sind. Sie sind Kompliz*innen der herrschenden Verhältnisse, die derzeit zu ihrem Vorteil zu wirken scheinen. Als *weiße*, wohlhabende cis Frauen verteidigen sie ein Verständnis von Frausein oder erotischer Weiblichkeit, das seit Jahrhunderten Schaden anrichtet. Unter der Gewalt leiden besonders nicht*weiße*, arme, be*hinderte oder queere Weiblichkeiten. Doch es gibt keine Garantie dafür, dass sich die Gewalt nicht auch eines Tages gegen Deneuve und ihre Mitstreiter*innen richten wird. „Euer Schweigen wird euch nicht schützen“: So fährt Audre Lorde in ihrer berühmten Rede fort.

Indem Deneuve und Co. anderen weiblichen Personen ein totalitäres Verhalten vorwerfen, stabilisieren sie die Totalität des romantischen Status quo. Warum haben sie Angst davor, der „Freiheit, jemandem lästig zu werden“ einen Konsens der Fairness entgegenzusetzen? Was ist mit der Freiheit, die Lästigkeit anderer Menschen nicht ertragen zu müssen? Und sich dagegen wehren zu dürfen?

Manchmal, wenn sie mit anderen darüber spreche, sich der (romantischen) Liebe mit Offenheit, Vorsatz und Wissen zu nähern, würden ihr diese Menschen mit Angst antworten, schreibt bell hooks in *All About Love*. Die Angst, das alles würde der Romantik ein Ende bereiten. Doch wie bedauernswert ist dieses Ende? Wie begehrenswert ist etwas, das erstickt, wenn Menschen in einen offenen Austausch auf Augenhöhe treten? Ich weiß, dass jede*r dazu eine unterschiedliche Antwort haben wird. Und ich möchte Menschen, die romantische Riten als nicht gewaltvoll erfahren, nicht einreden, dass sie es doch sind. Und doch sind viele romantische Beziehungen gewaltvoll. Und darüber müssen wir angstfrei sprechen können.

All About Love ist ein visionärer Bestseller. Dennoch berichtete hooks in einem Fernsehinterview, dass sich viele Leute von ihrem Buch gleichsam vor den Kopf gestoßen fühlten. Es sei für sie schlicht nicht nachvollziehbar gewesen, dass hooks darin die These aufstellte, dass ein Mensch, der uns verletzt und erniedrige, uns nicht lieben könne. hooks unterscheidet zwischen *love* und *caring*. Ersteres ist laut ihrer Definition, die stark an jene von Erich Fromm

angelehnt ist, ein Tun. Liebe versteht sie als eine transformative Kraft, die Machtverhältnisse und unseren Willen, andere zu beherrschen, aushebelt. Wir wollen unser Gegenüber emotional, intellektuell und spirituell wachsen lassen. *Caring* hingegen ist eine fürsorgliche, manchmal punktuelle Zuwendung, die all das vernachlässigen kann. Auch gewaltvolle Eltern können für ihre Kinder sorgen. Oder gewaltvolle Partner*innen in romantischen Beziehungen.

Viele Männer in hetero Beziehungen, meint hooks, würden sich ungern hilflos oder verletzlich zeigen: „Manchmal würden sie ihre Partnerin eher mit Gewalt zum Schweigen bringen, als emotionale Verletzbarkeit zu erleben.“ Viele Menschen, die ich kenne – inklusive mir – haben in romantischen Beziehungen mit Männern physische und psychische Gewalt erlebt. Gewalt hat viele Formen. Und selbstverständlich muss sie nicht immer von Männern ausgehen. Manchmal sind es auch Menschen wie ich, die lieber psychische Verletzungen hinterlassen, als zu sprechen, sich zu öffnen, sich verletzlich zu zeigen. Auch jene traditionellen Vorstellungen von Männlichkeit, dominant und rücksichtslos, sind in meinem heutigen Umfeld kaum zu finden. Die meisten Männer, die ich kenne, reflektieren tagtäglich zerstörerische Vorstellungen von Geschlecht und inwiefern dies ihr eigenes Denken und Fühlen kontrolliert. Deswegen stehen sie mir nahe. Auch deswegen sind sie mir wichtig.

Das bedeutet jedoch nicht, dass wir das Patriarchat hinter uns gelassen haben. Denn repräsentativ ist mein Freund*innenkreis nicht. Außerdem interessieren mich keine individuellen Einzelfälle, sondern wie unser (romantisches) Miteinander historisch, sozial und geschlechtlich strukturiert ist – und somit Ungleichheiten erzeugt. Auch in meinem urbanen, queeren Umfeld wirken diese Muster. Wenn auch subtiler.

Die Psychologin Ann-Madeleine Tietge hat für ihre Studie *Make Love, Don't Gender!?* vermeintlich emanzipierte cis hetero Paare unter die Lupe genommen. [...]

[S]elbst wenn hetero cis Paare die Haus- und Fürsorgearbeit gerecht aufteilen, halten sie an geschlechtlichen Herrschaftsverhältnissen fest, in denen der Mann seine Überlegenheit manifestiert, wie Tietge beobachtet. Etwa in einer Art Mutter- Sohn-Beziehung.

Im feministischen *Missy Magazine* fasst sie ihre Ergebnisse folgendermaßen zusammen: „Auf den ersten Blick scheinen die mütterlich wirkenden Partnerinnen z. B. als Alleinverdienerinnen dominant und überlegen. Die Partner hingegen wirken auf eine Art welpenhaft und zunächst abhängig, wenn sie nur hobbyartig ihren Berufen als Wissenschaftler oder Künstler nachgehen. Doch durch ihre selbstaufopfernde Haltung arbeiten die Partnerinnen [...] der Selbstverwirklichung ihres sohnhaften Partners zu. Für ihr Wohlergehen müssen die Frauen vor allem selbst sorgen. Ihre Selbstverwirklichung bleibt dabei häufig auf der Strecke, und die männliche

Herrschaft besteht vor allem auf der emotionalen Ebene fort.“³³ Die Überlegenheit drücke sich auch besonders dadurch aus, dass Männer vehementer auf ihre Freiräume, etwa die Möglichkeit, in eine andere Stadt ziehen zu können, pochen würden. Freiheit unter dem Deckmantel der Unverbindlichkeit.

Auch die Soziologin Eva Illouz beobachtet: Obwohl die Bindungsangst Männer und Frauen (und ich würde behaupten, auch alle anderen Geschlechter) betreffe, handle es sich dabei kulturell wie historisch um ein männliches Privileg. In ihrem Buch *Warum Liebe weh tut* diskutiert sie unterschiedliche Erklärungen für dieses Phänomen: die stärkere ökonomische Unabhängigkeit von Männern und ein damit einhergehendes Autonomiebestreben. Oder sexuelle Freiheiten, für die Männer nicht mehr an Ehen gebunden seien. Mit biologischen oder evolutionären Herleitungen kann sie als Soziologin nichts anfangen. Zu Recht. Auch wehrt Illouz sich gegen die psychologisierende Vorstellung, dass bindungsunfähige oder -unwillige Männer *krank* oder *unnormale* seien. Denn das würde bedeuten, dass es einen *normalen* Zustand von Psyche gibt, der einen *normalen* Zustand von Intimität erfordert. Doch Illouz – wie auch mir in diesem Buch – geht es nicht darum, ein neues *Normal* aufzustellen. Mir geht es darum zu verstehen, warum es anderen und Menschen wie mir manchmal so schwerfällt, mich von diesen vergeschlechtlichten Vorstellungen zu lösen.

Denn so sehr etwa meine Freund*innen und ich das Verhalten von hetero Männern in sexuellen oder romantischen Beziehungen problematisieren – so sehr erwarten wir es oftmals auch. Ja, wir sind sogar enttäuscht, wenn es nicht durchscheint. Ich sage über Männer manchmal: „Er hat eine schöne Männlichkeit.“ Das soll bedeuten: Er wirkt nicht gefährlich, performt vielleicht eher als das, was ich weiblich nennen würde. Und oft höre ich von Freundinnen, der Mann, den sie gerade daten, sei ihnen „zu ähnlich“. Damit meinen sie: zu emotional, zu verbindlich. Das alles sind Eigenschaften, die immer noch als weiblich verstanden werden.

Selbst in gleichgeschlechtlichen oder queeren Zweierbeziehungen übernehmen die Partner*innen oftmals diese binären Denkmuster und jeweils unterschiedliche, scheinbar gegensätzliche Rollen: Eine*r übernimmt die vermeintlich *weibliche* Rolle, eine*r die *männliche*. Eine*r ist dominant, eine*r zuvorkommend. Eine*r kümmert sich um den Haushalt, eine*r ums Geld. Eine*r gibt, eine*r nimmt.

Daher stellt bell hooks in ihrem dritten Buch, das sie über die Liebe geschrieben hat, *Communion*, fest: „In unserer patriarchalen Kultur lernen die meisten Menschen die romantische Liebe als eine Verbindung von Gegensätzen kennen.“

Ich halte es überhaupt nicht für verwerflich, in Partner*innen

³³ <https://missy-magazine.de/blog/2020/03/17/coole-lockere-sache/>

Eigenschaften zu suchen, die man an sich vielleicht vermisst. Ich bewundere meinen Partner für seinen unerschöpflichen Optimismus, während ich oft an der Welt verzweifle. Mehr noch: Er gibt mir Kraft, in dieser Welt weiterhin meinen Platz beanspruchen zu wollen und zu können.

Doch ich halte es für fatal, wenn wir unser Gegenüber, den Menschen hinter diesen formelhaften, verinnerlichten geschlechtlichen oder anderen Oppositionen nicht sehen können. Egal welcher Herkunft, egal welchen Geschlechts. Und wenn wir uns selbst somit nur als Gegenstück in dieser Opposition Gültigkeit zusprechen.

Die Auseinandersetzung mit den historischen Spuren der Gewalt für alle Geschlechter dieses binären Systems und der intersektionale Feminismus halfen und helfen mir jeden Tag zu verstehen, dass ich mehr bin und sein kann als eine Opposition, als ein männliches oder weibliches Prinzip. Platons eine oder andere Kugelhälfte. Ich erinnere mich jeden Tag daran, dass ich nichts und vieles zugleich sein kann: emotional, hart, distanziert, pragmatisch, verbindlich, fürsorglich, loyal und nichtmonogam.

Ich lernte, dass ich meine eigenen Wahrheiten errichten darf, während die Kernfamilie, in der ich aufwuchs, an ihren Wahrheiten zerbrach. Und ich lernte, dass ich dennoch meine Überzeugungen immer wieder auf den Prüfstand stellen muss. [...]

Heute bin ich überzeugt, dass eine romantische Beziehung – auch eine sogenannte polygame – nur erstrebenswert ist, wenn ihre Rahmenbedingungen auf Konsens basieren. Intimität, Vertrauen und Loyalität gehören für mich heute in einer Partner*innenschaft zusammen. Und Vertrauen gewinne ich durch Offenheit und Ehrlichkeit.

Die Macht der Normen und Erwartungen ist da am wirksamsten, wo sie stillschweigend akzeptiert wird, wo Normen und Erwartungen nicht explizit benannt und zur Verhandlung gestellt werden. Dazu gehört auch die Macht der Norm des Schweigens.

Des Ausschweigens.

Das Sprechen über Intimität und Zärtlichkeit kann zwar die Machtverhältnisse, die der Gewalt zugrunde liegen, nicht aushebeln, aber für Betroffene Perspektiven der Unterstützung und Solidarität schaffen. „Hinter jedem gesagten Wort, hinter jedem meiner Versuche, die Wahrheiten zu formulieren, nach denen ich noch immer suche, steht der Kontakt zu anderen Frauen, bei dem wir die Worte auf ihre Berechtigung für eine Welt überprüften, an die wir alle glaubten, in der wir unsere Unterschiede überbrücken“, so die Fortsetzung der Rede von Audre Lorde.

So mächtig sie auch sind – ich kann den tradierten Wahrheiten meine Zustimmung, meine Duldung entziehen. Das bedeutet dann zwar nicht, dass ich von ihnen gänzlich befreit bin. Die Freiheit eines einzelnen Menschen ist nichts wert, wenn sein Gegenüber nicht frei ist, erkannte die Philosophin Simone de Beauvoir. Doch wo ich die Macht der Ordnung durchkreuze, kann ich anderen Menschen ein Angebot machen, gemeinsam nach Wahrheiten zu suchen, die auf Konsens und Fairness beruhen. Ich kann mich für ihre Perspektiven und ihr Wissen öffnen – und das dauerhaft und nicht nur als eine Momentaufnahme meines Gegenübers, die ich selbstzufrieden archiviere.

All das bedeutet, dass ich Verantwortung für mich selbst und andere Menschen übernehmen muss. Welche Rahmenbedingungen gibt es für das, was wir sind, und für das, was wir gemeinsam werden können? Wenn wir über Freiheit sprechen, müssen wir über Gerechtigkeit sprechen.

(S. 84-98)

[...]

Dass Forderungen wie *Selbstliebe* oder *Self-Care* sich in den letzten Jahren wie ein Lauffeuer verbreitet haben, zeugt davon, dass wir in unserer Gesellschaft ein großes Problem mit Selbsthass haben – und dass dieses Problem kein individuelles, sondern ein strukturelles ist.

Einerseits erinnern mich diese Schlagworte tatsächlich punktuell daran, eine Pause einzulegen, meine Grenzen zu justieren, mir Zeit für Menschen zu nehmen, deren Zärtlichkeit mich warm halt, und mich, meine Hände, meine Füße, meine Arme, meine Beine und meinen Kopf, aus dem Zahnrad in einem Uhrwerk aus Lohnarbeit und Erschöpfung zu retten. Nicht umsonst gilt auch Faulheit als ein politisches Kampfmittel gegen die kapitalistische Doktrin von Produktivität und Wachstum. [...]

Andererseits haben sich die Formeln der Selbstliebe und der Heilung zumindest im Mainstream hervorragend in kapitalistische Logiken gefügt. Wie auch beim Thema Wellness und *Self-Care* ist die Maxime oftmals an ein Versprechen geknüpft, das per Konsum erfüllt werden soll: *Kauf dies, weil du dich liebst. Kaufe jenes, weil du es dir wert bist.*

Auch erinnert mich die Formel an eine andere neoliberale Maxime nach essenzialistischer Logik: *Sei du selbst* – was in den meisten Fällen heißen soll: Optimiere dich. Meiner emotionalen Entwicklung wird ein Ziel gesetzt, das vermeintlich mein wahres, vollkommenes Ich ist, das nur darauf wartet, von mir entdeckt zu werden. Von solchen Konzepten halte ich nichts.

Denn ich bin in jedem Kontext, in jedem Verhältnis zu anderen Menschen, an jedem Ort ich – und zugleich anders. Ruht mein Kopf im Schoße

meiner Mutter, bin ich wieder ein junges Mädchen, mein Körper schrumpft in der Geborgenheit. Manchmal stehe ich auf einer Bühne, spreche, wachse und wachse noch in den nächsten Tagen wie ein Baum in alle Richtungen. Ich bin Kind von Eltern, die in Adıyaman geboren wurden und in Deutschland alt wurden. Ich nenne keinen Ort der Welt meine Heimat. Und das ist gut so. Ich bin Tochter, Schwester, Freundin, Partnerin, Autorin, Feministin. Und manchmal die reine Ungewissheit. Ich bin eine Ansammlung an Erfahrungen, Geschichten und Selbstbeschreibungen, die im Verhältnis zu anderen Menschen entstehen, im Verhältnis zu Fremdbeschreibungen, die ich manchmal annehme und manchmal bekämpfe. Die Konstanten meines Ichs sind meine Zärtlichkeit für andere Menschen. Und meine Überzeugungen. Aber auch die wandeln sich.

Ich habe einen Alternativvorschlag zu *Liebe* oder *Sei du selbst*: Sei. Mit all den Widersprüchen, Ambiguitäten, der Orientierungslosigkeit, Unfertigkeit, in der ganzen Präsenz der eigenen Körperlichkeit, jenseits jeder Logik und dem Anspruch auf Linearität. Wenn es überhaupt ein Ziel gibt, dann das, eine soziale Wirklichkeit zu schaffen, in der es möglich ist, angstfrei zu *sein*. Der Soziologe Cihan Sinanoğlu skizzierte dies so: Statt sich selbst zu finden, sollte es doch eher darum gehen, ein Umfeld zu schaffen, in dem unterschiedliche Formen des Selbst gelebt und thematisiert werden können.

Früher habe ich die Überzeugung verteidigt, dass Menschen sich zunächst selbst *lieben* müssen, um von anderen geliebt werden zu können – ohne zu wissen oder definieren zu können, was es bedeuten soll, sich selbst zu *lieben*. Und, so meinte ich, Menschen müssten in der Lage sein, das völlig autonom zu tun, als wären sie unbezwingbare Festungen zwischen all den Abweisungen und dem Hass.

Doch warum sollten Menschen, die an sich zweifeln, nicht geliebt werden können – eben mit ihren Zweifeln? Die tragfähige Basis meiner Beziehung zu anderen Menschen ist heute eine andere Kategorie, und zwar eine Überzeugung, die in ihrem Kern eine politische ist: Ich (genauso wie mein intimes Gegenüber) besitze eine Würde, die mir das uneingeschränkte Recht gibt, Zärtlichkeit zu empfangen und zu geben. [...]

Radikale Zärtlichkeit bedeutet für mich, mir selbst gegenüber zärtlich und nachsichtig zu sein, meine Abhängigkeiten anzuerkennen, mich selbst anzuerkennen, mit all den Widersprüchen, den Ängsten und dem vermeintlichen Scheitern an mir selbst und an den Verhältnissen, die es mir schwer machen. Und gleichzeitig will ich radikal und unnachgiebig sein in meinen Forderungen an die Dominanzgesellschaft, in der positiven Gestaltung unserer Abhängigkeit voneinander. In einer Welt, in der Marginalisierten beigebracht wird, dass der Hass gegen sie legitim ist und sie diesen Hass verinnerlichen, ist der gemeinsame Kampf für eine andere Welt vielleicht die größte Zärtlichkeit, die ich mir und anderen Menschen entgegenbringen kann.

(S. 186-192)

Literatur

Antonia Baum

Setzen Sie sich!

(2018, erschienen im Erzählband *Sagte sie*,
herausgegeben von Lina Muzur, bei Hanser Berlin in
der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München)

*In Antonia Baums Erzählung *Setzen Sie sich!* muss sich die Betroffene eines sexuellen Übergriffs vor einem – imaginären – Gerichtssaal von Menschen mit ihren jeweils eigenen Meinungen verantworten. Die Frage, die im Raum steht, lautet: War es nicht eigentlich auch die Schuld der Frau? Lakonisch stellt Baum dar, wie alltäglich sexuelle Übergriffe sind und wie Frauen gelernt haben, diese schulterzuckend hinzunehmen und einfach weiterzumachen.*

Grüß Gott, hi, ich bin's, die Frau, nämlich diese Person mit dem Loch, in das man Sachen reinstecken kann, wenn der Mann will, und über deren Integrität man öffentlich beraten kann

(Schlampe, ja /nein), während man sich zu ihr herunterbeugt, ihre Schamlippen auseinanderzieht (ich schäme mich, schon immer) und gleichzeitig betont, hier gebe es kein Machtgefälle. Denn diese Frau da unten soll endlich damit aufhören, sich zum Opfer zu machen.

Okay, hallo noch mal, ich bin's, die Frau, die diese erniedrigenden Worte aussprechen muss, schließlich bin ich es auch, die erniedrigt wird. Ich denke nämlich schon seit sechs Monaten über meine Schuld nach und möchte darüber nun öffentlich abstimmen lassen.

Bitte ziehen Sie sich also das hier kurz rein, werte Zuschauer und Richter, die ich nun darum bitte, in meinem Gehirn Platz zu nehmen. Setzen Sie sich, machen Sie es sich bequem, ich meine, Sie sind hier doch ohnehin zu Hause (genauso wie auf meinem Körper, auf dem Sie ständig herumturnen).

Es geht los:

Am 28. 1. dieses Jahres gab die Agentur, bei der ich seit inzwischen eineinhalb Jahren arbeite, ein Fest. C. (ich werde aus Sicherheitsgründen C.

schreiben, dabei stimmt nicht mal der Anfangsbuchstabe) – C. war anwesend.

C. leitet meine Abteilung. Er ist an sich ein netter Typ.

C. ist total für »Gleichberechtigung« (hat er oft so gesagt, dieser Trottel, dabei gibt es ja von Gesetzes wegen längst »Gleichberechtigung«, aber fair ist deswegen noch lange nichts, meine Herren und Damen).

C. findet Mansplaining und den Gender-Pay-Gap megascheiße.

Aber die Sache ist: C. ist tatsächlich ein netter Typ. Sieht auch ganz gut aus, etwa halb so gut wie Don Draper, und deswegen läuft er auf Partys häufig mit einem Kristallglas und

Whiskey darin umher, so auch am 28. 1.

Den 28. 1. habe ich mir gemerkt, denn seit dem 28. 1. denke ich, wie gesagt, über meine Schuld nach. Denn mir, diesem Flittchen, mir hat es doch gefallen, wie er mich im Büro angeguckt hat. Ich habe mich doch täglich zurechtgemacht, um zu gefallen, ihm, den anderen Männern und immer wieder: ihm.

Und jetzt sagt die frauenbewegte Frau mit der klugen Brille ganz links hinten in meinem Gehirn: *Schätzchen, das ist doch deine Sozialisation als Frau, das sind die Machtverhältnisse. Du hast gelernt, dass du als Frau Männern gefallen musst, wenn du etwas erreichen willst. Weibliche Komplizenschaft mit dem Patriarchat, you name it. Du hast gelernt, dass du das am besten schaffst, wenn du hübsch aussiehst. Und davon musst du dich*

jetzt befreien!

Der Typ mit der Alphajacke brüllt: *Halt's Maul, du Fotze. Du willst es doch auch.*

Okay, ein bisschen habe ich es gewollt.

Habe ich das?

C. und ich gingen nach dem Agentur-Fest noch auf eine andere Party. Wir saßen im Taxi, es war schon nach eins. Wir waren beide angetrunken, bisher war es nett gewesen. Mir hatten

C.s Komplimente gefallen und dass er meine Nähe gesucht hatte.

Zwischenfrage aus dem Publikum: *Was heißt das konkret? Haben Sie auch*

seine Nähe gesucht? Was heißt: Es hat Ihnen gefallen? Würden Sie sagen, dass Sie ihn angemacht haben?

Ich war mit meinem Körper anwesend. Dieser Körper ist gepflegt, diesem Körper sieht man an, dass seine Eigentümerin sich um ihn kümmert, was eine Menge Arbeit bedeutet, also zeitintensiv ist (auch ich habe mich bei der Körperpflege, beim Schminken, Sportmachen und Rasieren schon häufiger mit schlechtem Gewissen gefragt, für wen ich das eigentlich tue, wenn nicht für die Männer beziehungsweise in diesem konkreten Fall C., und bin zu dem Schluss gekommen, dass mein Wille und ihrer nicht mehr trennbar sind, das heißt: Sie würden mir das gleiche Kleid aussuchen wie ich). Mein Körper jedenfalls verfügt über zwei Brüste, Taille, Hüften und – Typ mit der Alphajacke: *Eine Fotze!*

Genau. Aus diesem Körper habe ich herausgelächelt, auf C. habe ich draufgelächelt, der mit so einem Glitzern in den Augen zurücklächelte und aussah wie auf der Jagd. Vielleicht hätte ich schon da gehen sollen. Als er ständig meinen Namen sagte, mich an Armen und Händen berührte, als er Blicke auf mir platzierte. Die Blicke waren wie ein Vertrag. Man unterschreibt ihn, wenn man zurückguckt.

Oder?

Ich guckte zurück. Es gibt Momente, da liebe ich es, von Männern angesehen zu werden, denn Männer haben Macht. Sie reden über Sachen, sie entscheiden Sachen, sie gehen mit Schritten durch die Welt, die zum Ziel führen. Ich will auch so sein, also will ich von ihnen, von interessanten, mächtigen Männern, interessant gefunden werden, und das Wissen darüber gibt es gratis, sozusagen mit der Muttermilch.

Einwurf der Frau mit der klugen Brille von links hinten: *Wie unsolidarisch von Ihnen!*

Gegenfrage: Wie solidarisch ist es von Ihnen, mir diesen Vorwurf zu machen? Egal. Der Wille zur Macht ist ein Tier, das in mir wohnt. Das Fell ist grau und verzottelt. Wundgeleckte Lefzen, kaum Fleisch am Körper, aber blitzschnell in seinen Reaktionen. Schneller als Sie (die Frau mit der klugen Brille) und Ihr berechtigter Einwand jedenfalls.

C. fragte also, ob wir zu dieser Party gehen wollten. Ich hatte keine Lust, ich wollte ins Bett. Aber der Vertrag, den ich mit meinen Blicken in sein Gesicht bestätigt hatte, lag auf dem Tisch. Und man darf nicht vertragsbrüchig werden. Ich kann das nicht. Ich mache, was man von mir will, auch wenn ich es nicht will. Denn die Zufriedenheit darüber, dass ich keine Probleme mache, ist, was es für mich als Belohnung zu essen gibt und schon immer zu essen gab. Das Bewusstsein darüber bringt mir nichts, oder nicht besonders viel, denn es

ist anstrengend, das alte Tier mit den wunden Lefzen zu besiegen. Dieses Tier hat großen Hunger. Wenn ich gefalle, kriegt es zu fressen, also gefalle ich. Das Tier aber kann man nicht einfach so aus mir herauspräparieren und entsorgen. Es bewohnt mein System, das heißt, man müsste auch mich als Frau komplett entsorgen.

Ich sagte C., dass wir zu der Party fahren könnten, dass ich aber nicht lange bleiben würde, weil ich am nächsten Tag früh aufstehen müsse, Familienbesuch. Ich dachte, das versteht jeder, und hoffte, dass für C. damit alles klar sein würde. Ich hoffte, dass unser Vertrag somit modifiziert wäre, und zwar dahingehend, dass zwischen uns nichts mehr laufen würde.

C. lachte, C. hatte auch im Taxi sein Whiskey-Glas dabei.

Im Publikum steht jetzt jemand auf. Er sagt, dass ich mich echt nicht wundern müsse, und geht.

C. saß dicht neben mir. Unsere Beine berührten einander, ich drückte mich gegen die Taxitür und lachte über seine Witze, die wirklich gut waren. Es wäre so schön gewesen, weiterlachen zu können, weiter für ihn schön sein zu dürfen mit der Garantie, dass er mir zuhörte, weil ich in diesem Moment der Boss war. Auch wenn ich wusste, dass nichts umsonst ist, lachte ich mit ihm weiter. Weil es mir gefiel, neben ihm zu lachen. Aber ich lachte auch wie ein Hund, der vor Angst bellt, ich lachte, als könne ich durch mein Lachen einen Pflock in die Erde rammen, ohne dabei die Erdstruktur zu verändern, und wissen Sie,

was mich jetzt gerade wirklich nervt?

Das Publikum raunt, einige der Anwesenden sind aufgestanden.

Mich nervt, dass ich diesen ganzen erniedrigenden Scheiß erzählen muss. Dass ich über meinen Körper reden muss und was mit ihm passiert ist.

Gegenfrage eines Hellmuth-Karasek-haften Mannes aus dem Publikum: *Glauben Sie denn, Sie und Ihre Opfermentalität gehen uns nicht auf die Nerven? Können Sie außerdem langsam zum Punkt kommen? Herrje, es ist ja immer noch nichts Schlimmes passiert.*

Klar, ich beeile mich. C. strich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht, beugte sich vor und küsste mich. Ich erwiderte seinen Kuss nicht, ich sah ihn regungslos und mit großen Augen an. Er küsste mich weiter und fasste an meine Brust. Mein Mund war von seinen Küssen zugedeckt, ich sagte ihm durch seine Mundhöhle direkt in seinen Kopf hinein, dass ich jetzt bald nach Hause müsse. Ich sagte, bald, nicht sofort, ich wollte irgendwie höflich bleiben und C. nicht beschämen. Er sollte nicht dastehen wie jemand, der gegen meinen Willen handelte, wie ein Vergewaltiger aus dem Fernsehen. Das kam

mir übertrieben vor, das wäre doch ein Witz gewesen, einer, vor dem ich uns beide bewahren wollte. Es war nicht so, dass ich diese Situation eindeutig hätte einordnen können als etwas, gegen das man sich wehren sollte. Es war nicht so, dass ich einen Namen hatte für das, was passierte, und ich überlegte auch, ob es überhaupt okay wäre, C. zu sagen, dass ich nicht wollte, nachdem wir den Abend so verbracht hatten, wie wir ihn verbracht hatten. C.s Zunge steckte nun tief in meinem Hals, und ich wollte sie da wieder herausbekommen, aber ich dachte auch, dass es dafür nun endgültig zu spät sei. Seine Hand war in meiner Bluse an meiner Brust, sie war da schon seit etwa eineinhalb Minuten. Er knetete meine Brust. Mit welcher Begründung sollte ich ihn nun darum bitten, sie wegzunehmen? Er küsste mich weiter, ich sah ihm dabei zu, ohne eine Bewegung zu machen. Ich hoffte, dass das Taxi bald ankommen würde. Dann würde ich nach einer halben Stunde gehen und sagen, dass mir nicht gut sei. Darüber wäre er vielleicht enttäuscht, aber es wäre nicht offiziell peinlich für ihn. C. nahm meine Hand und legte sie zwischen seine Beine, auf seinen harten Penis, den ich durch die Jeans fühlte. Meine Haut wollte nicht, aber ich ließ die Hand liegen. Vielleicht war das nicht meine Hand. Das war irgendeine Situation. Eine Konfiguration aus Atomen, die in ihrer zufälligen Konstellation eben genau dieses Bild ergaben. Manchmal ist es besser, das nicht persönlich zu nehmen.

Frau mit der klugen Brille: *Daran ist überhaupt nichts zufällig. Kopieren Sie das nicht?*

Junge Frau aus dem Publikum mit Kind auf dem Arm und Telefon in der anderen Hand: *Was Sie erzählen, kennen wir doch alle. Entschuldigung, aber ich weiß nicht, was daran neu oder besonders sein sollte.*

Ich auch nicht. Auch deswegen kann ich niemandem davon erzählen.

C. stöhnte, er bewegte sich. Ich nutzte seine Bewegung, um auch eine Bewegung zu machen. Ich nahm meine Hand von seinem Penis und tat so, als müsste ich mir das Haar aus dem Gesicht streichen. C. tastete sich unter meinen Rock. Er legte die Hand auf die Innenseite meiner Oberschenkel, die ich geschlossen hielt. Ich drückte sie zusammen, er presste sie auseinander. Vielleicht fand er, dass das ein sexy Moment war, weil man in Pornos immer wieder sieht, wie die Frau zu ihrem Glück gezwungen werden muss. Er schob seine Hand an meiner Unterhose vorbei und blätterte in meinem Geschlecht. Es war trocken, es tat ein bisschen weh, und mir war inzwischen tatsächlich schlecht geworden. Ich hasste ihn dafür, dass er nicht merkte, dass ich nicht wollte, was er tat, und beschimpfte in Gedanken ihn und sein lächerliches Geschlecht, seine lächerliche Imitation von geilem Spontansex im Taxi, seine lächerliche Performance von einem Mann. Aber noch mehr hasste ich mich und dass ich nichts sagte.

Noch einmal: Ich wusste nicht, was das hier war, obwohl ich es gut kannte.

C. schob mir dann einen Finger in die Vagina. Es tat weh, aber ich dachte vor allem an all die Dinge, die er den Abend über mit dem Finger, der nun in meiner Vagina war, angefasst hatte, und begann ihn in meinem Kopf wieder zu beschimpfen. Weil er nicht merkte, dass ich nicht wollte, was er tat, weil er nicht wusste, dass ich noch nie etwas damit anfangen konnte, wenn man mir einen Finger in die Vagina steckt, weil er so inkompetent und vertrottelt in mir herumrührte und nicht wusste, wie lächerlich er war. Ich machte ihn richtig fertig, in Gedanken siegte ich über ihn. Dann nahm er noch einen zweiten Finger dazu. Er schob seine Finger rein und raus, das brannte. Unwillkürlich schrie ich auf und dachte im gleichen Moment, dass er den Ausdruck meines Schmerzes auch missverstehen könnte als Zustimmung.

Das Taxi hielt. Er lächelte mich an, stolz fast und mit einem Lächeln, das ich von ihm kannte und das ich eigentlich mochte. Ich war mir dankbar, als ich dann sagte: »C., es war ein toller Abend, aber sei mir nicht böse. Mir ist, seit wir im Taxi sind, irgendwie nicht gut, ich fahre nach Hause. Ich vertrage einfach keinen Alkohol.«

Ich lächelte ihn an, so niedlich von unten und um Verständnis bittend. Ich spekulierte auch darauf, dass ihm gefiel, dass ich keinen Alkohol vertrage (was nicht stimmt). Denn wann immer ich einem Mann gesagt hatte, dass ich keinen Alkohol vertrage, hatte ich den Eindruck gehabt, dass das gut ankam.

»Ich bringe dich nach Hause«, entgegnete C. Da klingelte glücklicherweise sein Telefon. Irgendjemand wollte wissen, wo er blieb. Der Taxifahrer drehte sich nach hinten zu uns um und nickte auffordernd.

»Geh ruhig und mach dir noch einen schönen Abend. Taxi zahle ich«, sagte ich sanft, aber bestimmt.

»Sicher?«, fragte C.

Ich nickte.

Und er verließ das Taxi, und ich strich meinen Rock glatt und fuhr nach Hause, beschwingt von dem Gedanken, dass es zwar ein wenig peinlich sein würde, ihn am Montag wieder im Büro zu sehen, dass ich ihn aber nicht bloßgestellt hatte. Wir würden weiter zusammenarbeiten können.

Das Publikum ist nun eine ganze Weile ganz still gewesen. Einige weitere Zuschauer sind gegangen. Der Hellmuth-Karasek-hafte Mann hat mehrere Menschen um sich gesammelt, mit denen gemeinsam er einen Wein trinkt und über meine hysterische Darstellung den Kopf schüttelt.

Denn ich bin's, die Frau.

Nun, da ich mich einmal komplett ausgezogen habe, kann ich mich nackt und schwach zurücklehnen. Dagegen hat eigentlich niemand etwas, solange ich keine Forderungen stelle.

Ich lehne mich also zurück, ich warte auf Fotos und Interviews und hoffe, dass eine befriedigende Antwort auf die Frage meiner Schuld gefunden wird.

Eine Frau, die mein Alter hat und ein bisschen aussieht wie ich, erhebt sich: *Sorry, aber warum fällt Ihnen das alles erst jetzt ein?*

(S. 11-19)

Johanna Adorján

Ciao

(2021, Kiepenheuer & Witsch)

Hans Benedek, der Protagonist in Johanna Adorjáns Roman Ciao ist die Verkörperung des „alten weißen Mannes“: Der Feuilletonist glaubt, dass er und seine Meinungen immer noch das sind, was zählen. Seinen Bedeutungsverlust nimmt er zunächst nicht wahr. Während seine Frau sich mit ihrer eigenen Identitätskrise herumschlägt, hat Hans eine zündende Idee: Er will die gefragteste junge Feministin des Landes, Xandi Lochner, interviewen.

»Ich hab reserviert«, sagte sie zu Xandi, dabei hatte sie ihr das schon gemailt. Sie war nervös. Was wollte Xandi Lochner von ihr?

Zur Vorbereitung hatte sie sich deren Wikipedia-Eintrag durchgelesen. Für eine Vierundzwanzigjährige war er beeindruckend lang. Es gab sogar einen eigenen Absatz mit der Überschrift »Kontroversen«.

Alexandra »Xandi« Lochner wurde kurz vor der Jahrtausendwende in Linz geboren, war in Wien aufgewachsen und lebte seit dem Studium in Deutschland. Als Neunzehnjährige wurde sie durch selbst gedrehte und auf YouTube veröffentlichte Videos bekannt, in denen sie an ihrem WG-Küchentisch sitzend satirisch das Weltgeschehen kommentierte. Recht schnell hatte sie dann Feminismus und Genderungerechtigkeit als Thema für sich entdeckt. Ihre Kommentare waren schärfer geworden, ihr Auftreten immer sicherer, ihre YouTube-Clips zirkulierten im Internet. Und dann hatte das Fernsehen sie entdeckt, denn eine junge, schlagfertige Feministin, die nicht nur cool aussah mit ihren schwarz oder weißblond oder auch mal pink gefärbten Haaren, sondern sich in der Gegenwart mit ihren Benachteiligungen, Privilegien und Begrifflichkeiten auskannte wie früher Männer in ihrer Westentasche, war natürlich für jede Talkrunde ein Gewinn. Dort konnte man sie fortan oft sitzen sehen, und bevor die anderen Gäste noch laut fertig überlegt hatten, was man heutzutage denn eigentlich überhaupt noch sagen dürfe, hatte Xandi Lochner schon drei Mal fehlerfrei *LGBTQ+* in einem Satz über Identitätspolitik untergebracht, und der alarmierende Hauch einer neuen Zeit wehte durch

die abgestandene Luft des Fernsehstudios und riss die Zuschauer vor ihren Bildschirmen aus dem Dämmer Schlaf.

Richtig berühmt wurde sie, als sie in einer Polit-Talkshow die homophoben Ansichten einer CSU-Politikerin fast gegen deren Willen aus ihr herauskitzelte. Sie ließ einfach nicht locker, war besser vorbereitet als die Moderatorin und konfrontierte diese arme Frau, die natürlich gar nicht arm war, sondern eine extrem unsympathische Fränkin mit Ansichten aus dem vorvergangenen Jahrhundert, mit einem belegten Zitat von ihr nach dem anderen. Ausschnitte aus dieser Sendung wurden tausendfach im Internet geteilt, die Politikerin trat kurze Zeit später zurück, angeblich aus persönlichen Gründen. Seither galt Xandi Lochner als eine Art moderner weiblicher Robin Hood, vor allem junge Frauen verehrten sie und sahen in ihr ein Vorbild. Aber es gab auch viele, die sie hassten. Sie veröffentlichte die Morddrohungen, die sie erhielt, in den sozialen Netzwerken.

Und jetzt hatte sie auch noch ihren ersten Roman geschrieben. »Es geht los« hieß er, vor drei Wochen erschienen. Ein Riesenbestseller. Natürlich. Die Verfasserin war ja aus dem Fernsehen bekannt. Er handelte von einer Zwölfjährigen, der eine gute Hexe verrät, wie die Welt zu retten ist. Henriette hatte ihn sogar gelesen, nachdem das Vorab-Presseexemplar, das ihr Mann nach Hause geschickt bekommen hatte, wochenlang unbeachtet auf einem der Bücherstapel in der Küche lag. Kein großer literarischer Wurf, dennoch hatte Henriette auf der letzten Seite Tränen in den Augen gehabt. Am Schluss stirbt das Mädchen beziehungsweise das Kind, das sich bis dahin als non-binär definiert (es opfert sich für die Welt). Und seit Henriette selbst Mutter war, konnte sie es nicht aushalten, von kranken oder sterbenden Kindern zu lesen. Die Vorstellung, dass der eigenen Tochter etwas zustoßen könnte, war zu brutal. Die Kritik war überraschend gnädig mit Lochners schriftstellerischem Debüt umgegangen. Henriette nahm an, dass es am Thema lag: Dass nur die Jugend die Welt noch retten konnte. Aktueller ging es ja kaum.

Als der Kellner sich ihrer endlich annahm und sie an ihren Tisch führte, drehten sich die Köpfe einiger Gäste wie in einem Comic ein hektisches zweites Mal nach Xandi Lochner um. Sie schien aber keine Notiz davon zu nehmen, dass sie erkannt wurde, wahrscheinlich war sie es einfach gewohnt.

»Und, wie geht's dir mit allem, du hast doch bestimmt gerade wahnsinnig viel um die Ohren«, sagte Henriette, nachdem sie sich gesetzt hatten und der Kellner verschwunden war, um die Speisekarten zu holen. »Ach, geht schon«, sagte Xandi Lochner, »macht eigentlich wahnsinnig viel Spaß.« Jetzt im Sitzen sah ihr Kopf riesig aus, dachte Henriette. Beinahe, als wäre der Kopf einer anderen, viel größeren Person auf ihren zierlichen Körper draufgeschraubt. Wahrscheinlich hatte sie deswegen angenommen, Xandi Lochner sei größer als sie. Sie kannte diesen Effekt von Filmschauspielerinnen, die in echt auch oft überraschend klein waren unter einem riesigen

breitflächigen Gesicht.

Henriette folgte Xandi Lochner auf Instagram und Twitter. Sie war eine der wenigen Prominenten, die sie dort nicht nervten. Dabei postete Xandi Lochner wahnsinnig viel, vor allem auf Twitter. Meistens kommentierte sie, was andere, in der Regel Männer, in der Öffentlichkeit falsch gemacht hatten. Auf Pointe geschrieben, nie gallig oder schlecht gelaunt. Henriette bewunderte sie dafür. Wann immer sie selbst sich daran versucht hatte, etwas im Internet zu kommentieren, hatte es klugscheißend und verbittert geklungen. Sie hatte das meiste nach ein paar Minuten wieder gelöscht und irgendwann eingesehen, kein Talent für dieses Medium zu haben. Aber das war ja in ihrem Fall auch völlig egal. Sie war eine Privatperson. Fast alle, die ihr auf Twitter folgten, waren mit ihr verwandt. Inzwischen las sie nur noch passiv mit.

Sie fragte sich, wie diese jungen Frauen das machten. Es gab auf einmal so viele, alle ungefähr zu der Zeit geboren, als sie Abitur machte, die sich selbstverständlich Feministinnen nannten, ohne die Abwehrreaktionen mitzudenken, die früher in Kauf genommen werden mussten, wenn man sich dazu bekannte. *Iiib*, *Achselhaare*, hatte es zu ihren Schulzeiten geheißen, *iiiih* *Alice Schwarzer*, *iiiih lila Latzhose*. Am besten hatte man selbst am lautesten gelacht, um nicht als unsympathische Emanze dazustehen, oder, etwas später und eher im Nachtlebenkontext, als »unterfickt«.

Ob Xandi das alles überhaupt wusste? Henriette war immer noch verblüfft darüber, dass Xandi Lochner sie kontaktiert hatte, mittels einer Direktnachricht auf Twitter. Sie hatte keine Ahnung, wie sie sie gefunden hatte. Dass sie inzwischen Benedek hieß, konnte sie eigentlich nur aus dem Wikipedia-Eintrag über Hans haben, ihren Mann. Hans Benedek, Rubrik Leben, letzter Satz: *Er lebt mit seiner Frau, der Dichterin Henriette Weiss, und ihrer gemeinsamen Tochter in Berlin.*

Aber woher sollte sie wissen, dass sie mit dem Journalisten Hans Benedek verheiratet war?

Henriette hatte sich vorgenommen, an diesem Abend etwas darüber zu erfahren, wie das Leben aus Sicht einer zwei Jahrzehnte jüngeren Frau heutzutage aussah, einer jungen Frau, die vom Alter eigentlich näher an ihrer Tochter war und die ihr doch so wahnsinnig weit und irgendwie richtig vorkam. Als hätte sie das Herz auf dem rechten Fleck oder, wie ihr Mann immer sagte, wenn er seinen Redaktionsleiter nachahmte (was Henriette hasste, weil er dann ganz schlecht wienerte), als hätte sie »alle Tassen im Schrank«.

Dass Xandi Lochner ihren Gedichtband kannte, war ihr immer noch unbegreiflich. Er war vor über zwanzig Jahren erschienen, damals noch unter ihrem Mädchennamen, und für einen winzigen, längst vergessenen Moment hatte es ausgesehen, als wäre sie, Henriette Weiss, eine große literarische

Hoffnung. [...]

Tatsächlich wusste Xandi Lochner, wer Henriettes Mann war. »Hans Benedek, wer kennt ihn nicht?«, sagte sie. Sie sei zwar nicht immer seiner Meinung, möge aber seine Art zu schreiben sehr. »Was Texteinstiege angeht, möchte ich sogar fast sagen, er ist so was wie ein Vorbild.«

Sie wollte wissen, wie lange Henriette schon mit ihm zusammen war.

»Oh Gott, fast zwanzig Jahre.«

Wie alt ihre Tochter war.

»Dreizehn.«

Wie lange Hans schon bei »Die Zeitung« war.

»Keine Ahnung. Ewig. Da war er schon, bevor wir uns kannten.«

Ob er gut mit dem Walter Windisch zurechtkomme?

Wie gut sie sich auskannte. Vielleicht weil Windisch wie sie aus Österreich kam?

»Total. Ja, die verstehen sich gut, die zwei.«

Ob Henriette gleich gewusst hatte, dass er es war?

»Naja, gewusst ... Wir waren einfach sehr verliebt.«

»Waren?«

»Ich meine, diese Anfangsverliebtheit.«

»Ihr habt ja geheiratet.«

»Ja, aber da war Emma dann schon unterwegs.«

»Aber Heiraten ist doch wahnsinnig romantisch.«

Sie wollte wissen, wie Hans ihre Gedichte fand. »Weil es ja Männer gibt, die damit nicht klarkommen, wenn ihre Frau in Wahrheit das größere Genie ist.«

Sie sah aus, als meinte sie das gar nicht ironisch. [...]

»Und was schreibst du gerade?«, fragte Xandi.

»Ich habe eigentlich nur diesen einen Lyrikband veröffentlicht. Ich schreibe gar nicht mehr.«

»Ach so. Und was arbeitest du?«

»Ich habe länger für ein Auktionshaus gearbeitet. Jetzt bin ich Yogalehrerin.«

Xandi sah enttäuscht aus. Oder projizierte Henriette das in sie hinein?

»Und was hast du studiert?«, fragte Henriette schnell, um von sich abzulenken.

»Germanistik und Soziologie. Aber abgebrochen. Und dann war ich noch in Leipzig am Literaturinstitut.«

»Ach, das ist ja interessant. Endlich kann ich mal jemanden fragen, was man da lernt!«

»Naja, literarisches Schreiben. Aber ich glaube, das kann man nicht lernen. Das kann man oder man kann es nicht, oder?«

Henriette nickte. Sie hatte keine Ahnung, ob das zutraf. Traf das zu? Am Ende konnte man es lernen, am Ende hätte sie es lernen sollen, dann wäre vielleicht mehr aus ihr geworden. Sie war Mitte vierzig, Ehefrau, Mutter, zertifizierte Yogalehrerin. Sie hatte eine fünfhundertstündige Ausbildung absolviert, die sehr teuer gewesen war, und unterrichtete vier Mal die Woche in einem kleinen Studio am Prenzlauer Berg, in dem die Teilnehmer für eine Stunde so viel bezahlten, wie sie für richtig hielten (oder sich leisten konnten). Davon wurde die Hälfte für nachhaltige Projekte gespendet. Aber das war natürlich kein richtiger Beruf. Oder? Die Wahrheit war, dass sie es sich als Frau von Hans Benedek leisten konnte, keinen Beruf zu haben. [...]

Irgendwann kam Henriette auf MeToo zu sprechen. Ein Fehler, den sie im Nachhinein dem Alkohol zuschob. Und ihrer zunehmenden Verunsicherung. Es ging zunächst um einen amerikanischen Comedian.

»Aber es gibt doch ein Recht auf Arschlochsein«, sagte sie gerade zum zweiten Mal. »Wenn ein Mann während eines Telefonats onaniert, kann man doch auflegen. Man muss doch nicht dranbleiben und abwarten, bis er kommt. Niemand zwingt einen. Die sind ja nicht mal im selben Raum.«

»Aber Henriette, das meinst du doch nicht ernst jetzt.«
Henriette fragte sich, wo der Fehler lag. Irgendetwas machte sie falsch. Irgendwo war in ihrer Logik der Wurm drin, das musste so sein, denn Xandi

hatte das Thema bestimmt gründlicher durchdacht und durchdrungen als sie. Das war ja irgendwie ihr Beruf. »Es gibt doch ein Recht auf Arschlochsein«, sagte sie dennoch ein drittes Mal. Sie war inzwischen beim dritten Glas Wein, Xandi trank eine Rhabarbersaftschorle.

»Dieser Mann ist der erfolgreichste und damit mächtigste Comedian Amerikas.«

»Aber man kann doch auflegen.«

»Dieser Mann ist der mächtigste Comedian Amerikas, der wichtigste Produzent, den es auf dem Gebiet gibt. Die Frau arbeitet in derselben Branche.«

»Ja aber ...« Wie kam sie jetzt bloß aus der Nummer wieder raus? Auf keinen Fall wollte sie vor der jüngeren Frau wie eine Gestalt aus dem vergangenen Jahrhundert dastehen, eine Verräterin von vorgestern, die immer aufseiten der Männer, der Täter war. Das stimmte ja auch gar nicht, das war so nicht. Ihr ging nur dieses Bestehen aufs Opfersein so auf den Geist. Das hatte es zu ihrer Zeit nicht gegeben, dieses ewige: Seht her, was man mir angetan hat! Nicht den Hörer auflegen und sich danach aber beschweren. Also was denn jetzt?

Sie ließ die Hand sinken, die sie gestikulierend hochgenommen hatte.

»Okay. Mir war nicht klar, dass er sozusagen im Leben dieser Frau so mächtig war. Also, dass die sozusagen von ihm abhing. Ist das denn so? Weil sonst kann man doch einfach auflegen ...«

»Niemand kommt in diesem Geschäft an ihm vorbei. Niemand. Natürlich ist das MeToo, was denn sonst.«

»Ich wusste nicht, dass er auch Produzent ist.«
Irgendwie machte ihr der Wein das Denken schwer. Sie hatte zu schnell getrunken.

»Nein, ich finde es ja toll, dass es MeToo gibt«, hörte sie sich sagen, während sie in das plötzlich hellwache Gesicht der bekannten jungen Feministin sah, die an ihrem Strohalm zog, ohne sie aus den Augen zu lassen. »Das finde ich ja ganz wichtig und toll. Und da wird dann halt auch mal etwas zu laut geschrien oder jemand verdächtigt, wo es eben nichts mit Machtmissbrauch zu tun hat.«

»Geschrien?«

»Also vehement geäußert, meine ich. Und zu Recht. Zu Recht. Also versteh mich da nicht falsch, ich finde das total ... Ich wusste nicht, dass er Produzent ist. Aber zum Beispiel bei ...« Sie nannte den Namen eines

Regisseurs, der von einem ganzen Trupp professioneller junger Journalistinnen zur Strecke gebracht worden war, die bei einer Konkurrenzzeitung von Hans arbeiteten und die Hans natürlich nie ernst genommen hatte, und verwickelte sich innerhalb weniger Sätze in Widersprüche, die Xandi, wie es Henriette vorkam, genüsslich sezierte und ihr triumphierend entgegenhielt.

»Was ich nicht verstehe, ist, wie man so lautstark Meinungen äußern kann, ohne die Fakten zu kennen«, sagte sie.

Tatsächlich hatte Henriette, wie sie voller Scham erkannte, von den vielen Artikeln, die sie im Internet über den ersten deutschen MeToo-Fall gesehen hatte, immer nur die Überschriften gelesen. Der rotgesichtige und schon etwas ältere Regisseur, für den sich sowieso schon lange niemand mehr interessierte, hatte ihr leidgetan. Na gut, das war übertrieben. Aber so viele Jahre war er genialisch gefunden worden, ohne dass er das Geringste dafür konnte. Und dann wurde er auf einmal dafür bestraft, was man ihm alles hatte durchgehen lassen zu einer Zeit, in der man ihn fälschlicherweise für ein Genie gehalten hatte und in der man Genies vieles hatte durchgehen lassen. Sie musste an die Nürnberger Prozesse denken, und dass sie mal irgendwo gelesen hatte, das Bahnbrechende an ihnen sei gewesen, dass rückwirkend neues Gesetz angewendet worden war. Und bei MeToo wurde ja nun ... Wo war jetzt da die Parallele? Gerade war es ihr noch so klar erschienen, Moment ...

»Du weißt aber schon, dass es da um Vergewaltigung geht, oder?«, sagte Xandi.

Henriette merkte, dass ihr das Blut in die Wangen schoss. Nein, das hatte sie nicht gewusst. Xandi erzeugte mit ihrem Strohalm ein röchelndes Geräusch. Am besten sofort neue Getränke bestellen, und über ganz was anderes reden, dachte Henriette und gab dem Kellner ein Zeichen.

»Ja, lass mal die Rechnung bestellen«, sagte Xandi. Als sie wenige Minuten später ins Freie traten, war Xandis Uber schon da, und sie winkte nur kurz wahnsinnig nett und war weg.

(S. 7-32)

[...]

Windisch saß hinten im Eck. Er schüttelte den Kopf, als er Hans sah.

Der entschuldigte sich, außer Atem, für seine Verspätung.

»Auch einen Kaffee?« Ohne eine Antwort abzuwarten, bedeutete Windisch der Kellnerin, Hans das Gleiche zu bringen, was er auch hatte. »Schlechte Neuigkeiten«,

sagte er.

»Oha.«

»Sehr schlechte Neuigkeiten sogar.«

»Okay?«, sagte Hans, vorsichtig.

»Pass auf, die haben's jetzt auf mich abgesehen. Die Börne. Hat man sich denken können, aber dass es so schnell kommt, hatte ich nicht gedacht.«

»Aha.«

»Du warst ja gestern nicht da ...«

»Mein Vater hatte einen Schlaganfall ...«

»... da hast du echt was versäumt, also das sage ich dir.« Windisch klopfte bitter lachend mit dem Löffel gegen den Rand seiner leeren Espressotasse. »Und stell dir vor, womit sie mich bitte zur Strecke bringt, mich, den größten Miles-Davis-Fan, den es überhaupt gibt in Europa, und James-Brown-Fan. Und natürlich Billie-Holiday- Fan. Du weißt ja, wie sehr ich die Billie Holiday verehere, Hans, oder? Hast du nicht sogar meinen Aufmacher zu irgendeinem Jubiläum von ihr redigiert, das warst doch du, oder?«

»Natürlich«, sagte Hans. »Ein sehr schönes Stück war das, unvergessen.«

»Aber für die Börne bin ich ein Rassist. Und soll ich dir sagen, wie sie sich diesen Gedanken in ihrem kleinen Hirn zusammenfabriziert hat? Es ist der Wahnsinn, der schiere. Du glaubst es nicht. Pass auf.«

Und dann erzählte er, was sich in der Konferenz am Vortag zugetragen hatte. Es war eine große Konferenz gewesen. Alle dabei. Sogar Franziska Börne, die normalerweise nicht in den Feuilletonkonferenzen saß. Wie Windisch es darstellte, war es zunächst um sein Xandi-Lochner-Porträt gegangen.

»Aber das ist doch noch gar nicht geschrieben.«

»Ja, jetzt warte mal.«

Frau Börne habe darauf hingewiesen, dass sie es aus irgendwelchen Gründen – Windisch streckte die Zunge raus und vollführte mit beiden Mittelfingern einen kleinen Tanz – für geboten hielt, dass eine Frau und nur eine Frau eine Feministin porträtierte. Also eine Frau allein. Offenbar hatten die Frauen im Feuilleton die Chefredaktion eingeschaltet.

»Für wie falsch ich das halte, muss ich dir wohl nicht erzählen«, sagte Windisch. Wahre Gleichberechtigung sei erst erreicht, wenn alle Menschen ... Gerade Männer ... Feministen ... männlich ... ausnahmsweise meine er das gegendert ... An dieser Stelle pfefferte er den Espressolöffel auf den Tisch.

Walter Windisch redete sich in Fahrt. Hans hatte ihn schon oft über dieses Thema monologisieren gehört, bei dem er vom Hölzchen übers Stöckchen schnell auf sein Lieblings-Hassthema Kulturelle Aneignung kam, das ihn ganz persönlich anzugreifen schien, weil er sich als kleiner Junge in Wien als Indianer verkleidet hatte, aber nicht in herabsetzender Absicht, wie er schon tausendmal erklärt hatte, insbesondere vermutlich sich selber, sondern weil er Indianern liebevoll zugetan war. »Die Cowboys, Hans, ich hab doch natürlich die Cowboys gehasst!« Ihn regte auf, dass alles immer kleiner und kleiner gedacht werde, dass nie mehr Menschen als Menschen für oder gegen etwas waren, sondern sich in immer spezifischer werdende Untergruppen unterteilten. Hans wusste schon, bevor Windisch es sagte, dass er gleich sagen würde, dass er im Fernsehen eine Demonstration in Amerika gesehen habe, »bei der *Jews* für die Rechte von *Indigenous Peoples* demonstriert haben. Warum nicht einfach als Mensch für die Rechte der *Indigenous Peoples* sein?« Demnächst würden noch zum Katholizismus konvertierte Jüdinnen für die Erhaltung des Regenwalds demonstrieren. Oder nichtbinäre Schwarze für die Abschaffung des Rundfunkbeitrags. »Oder war das schon?«

Er ließ eine so lange Pause, dass Hans ein Zweifel beschlich, ob die sarkastisch vorgebrachte Frage womöglich gar nicht rhetorisch gemeint gewesen war. »Nein«, sagte er irgendwann, aber Windisch war in Gedanken versunken, er schien es gar nicht zu hören.

»Es ist alles der Wahnsinn. Der Wahnsinn«, flüsterte er schließlich. »Wie kam ich jetzt da drauf? Ach so, ja, die Konferenz. Die Konferenz.« Er habe Hans als Co- Autoren

verteidigt, habe seine Verdienste für »Die Zeitung« ins Feld geführt, habe wirklich alles Menschenmögliche für ihn getan, da könne er alle fragen, die dabei gewesen

waren. Er schüttelte in Gedanken an den von ihm ausgefochtenen Kampf den Kopf.

»Und was heißt das jetzt?«, fragte Hans.

»Kopf hoch, Hans, du wirst andere schöne Stücke schreiben«, sagte Windisch und knuffte Hans gegen die Schulter. »Du hast da übrigens einen Fleck.«
»Ja, ich weiß.«

»... wenn auch nicht bei dieser Zeitung.«

Hans hatte in den nächsten Minuten Mühe, Folgendes zu verstehen. Die Zeitung sparte. Es war der verdammten Börne gelungen, ein paar Ressorts zusammenzulegen, etwa Sport und Wirtschaft, aber eben auch das Feuilleton mit dem Gesellschaftsteil, den Windisch bekanntermaßen sowieso überflüssig fand (»Wenn sie wenigstens über die Gesellschaft schreiben würden, das wäre ja noch interessant – aber nein, sie schreiben einfach nur über B- und C-Schauspieler«). Das bedeutete, dass es nur noch eines Ressortleiters für diese beiden Zeitungsteile bedurfte, und die Wahl der Chefredaktion war auf Mareike von Kurthy gefallen, die Leiterin des Gesellschaftsteils.

»Damit sind wir raus, Hans«, sagte Windisch, obwohl sich der Plural an dieser Stelle nicht erschloss. Aber es ging ja noch weiter. Die Diskussion hatte sich auf andere Schauplätze der kulturellen Kämpfe unserer Zeit ausgeweitet. Stichwort Billie Holiday. Auf einmal, Windisch wusste es selbst nicht mehr herzuleiten, sei es um die Frage gegangen, wie dieses Feuilleton zu nachträglichen Korrekturen von nicht mehr als politisch korrekt geltenden Begriffen in der Literatur stand.

»Und da habe ich eben das N-Wort benutzt, aber halt das ganze Wort, Hans.« Windisch sah nach rechts und nach links, bedeutete Hans, etwas näher an ihn heranzukommen, und flüsterte ihm das Wort ins Ohr. »Ich habe es aber nicht gesagt, um jemanden zu beleidigen, sondern ich habe es als Zitat gebraucht. Als das Wort, das nicht mehr gesagt wird. Eben das Wort als solches. Verstehst du, verstehst du das, Hans?«

Hans nickte.

»Und Börne hat mich dann einen Rassisten genannt, weil ich das N-Wort ausgesprochen habe. Dabei habe ich es ja nur semiotisch gemeint, als Zusammensetzung von Buchstaben, bei denen man sich darauf geeinigt hat, dass sie etwas Bestimmtes, das ich nicht subjektiv eingefärbt habe, ganz neutral ... ohne inhaltliche Zuschreibung jedweder Couleur ... Couleur. Haha.« Er war sichtlich um Fassung bemüht.

»Hans, das sind schlimme Zeiten, die wir da gerade erleben. Da sind wir beide noch das geringste Opfer.«

Hans nickte tapfer.

»Nein wirklich, Hans. Wenn das einmal hinter uns liegt, bin ich gespannt, was von uns übrig ist. [...]«

(S. 233-238)

Jovana Reisinger

Spitzenreiterinnen

(2021, Verbrecher Verlag)

Die Frauen in Jovana Reisingers Roman Spitzenreiterinnen tragen die Namen deutscher Frauenzeitschriften: Petra, Jolie, Brigitte... Sie sind Durchschnittsfrauen und doch einzigartig. Sie schlagen sich mit individuellen Problemen herum, die gesellschaftliche Ursachen haben. So wie Petra, die keine Kinder will, lesbisch ist und unglücklich in ihrem Job – und deren Mutter sie mit ihren Erwartungen unter Druck setzt. So wie Tina, deren Partner sie schlägt.

Petra

Petra weiß, was jetzt kommt. Dafür braucht sie keine weibliche Intuition. Lediglich eine Uhr.

Werktags, früher Nachmittag.

Da stolzieren die Männer nach ihrer Mittagspause durch die große Stahltür, mitten hinein in die Galerie, an deren Empfang sie sitzt, und fordern ihre Pakete und ihre Post. Weil Petra arbeitet nicht nur in einer der angesagtesten Galerien der Stadt, sie ist auch so etwas wie die Postdame der Männer oben drüber. Quasi ihre private Zustellerin. In etwa so etwas wie eine Assistentin. Eine Regelung, die weit vor Petras Einstellung geschaffen wurde. Die wohl so lange bestehen wird, bis es entweder die Galerie oder das Designbüro im Dachboden nicht mehr geben wird. Wenn sie besonders guter Laune sind, fordern die Männer eine Privatführung – mit Augenzwinkern, versteht sich. Petra wird dafür bezahlt, freundlich zu sein. Manchmal muss sie an ihrer Attitüde arbeiten. Das fällt aber nur anderen Leuten auf. Die helfen ihr dann, ihr Benehmen zu korrigieren.

Da sitzt sie also, mit dem letzten Rest Rohkostsalat und ihrer angebissenen Vollkornsemmel und wartet. Eine wartende Frau. Doch worauf wartet sie? Sie wartet darauf, mit unmöglichen Männern in einen unmöglichen Dialog zu treten, tagein, tagaus. Eine ewige Wiederholung, bis es irgendwann

irgendwann zu öde wird. Petra wird nicht dafür bezahlt, solche Begegnungen zu hinterfragen, sie wird dafür bezahlt, solche Begegnungen stattfinden zu lassen. Und das ist hier schließlich ein Begegnungsraum. Kunst bringt die Leute zusammen.

14 Uhr. Jetzt wird's Zeit. Sie schlägt ihr Buch auf und ihr MacBook zu. Überlegt. Vielleicht wäre es schlauer, das Buch zuzuschlagen und das MacBook auf, um Gespräche über das Buch zu vermeiden. Ein prüfender Blick in den Innenhof. Andererseits, es spielt schon gar keine Rolle mehr, was sie anhat, was sie in der Hand hält, was sie in der Galerie zeigen, was die Welt sonst so hergibt, die Typen finden immer was. Vorkehrungen treffen. Maßnahmen im Vorhinein ergreifen, damit es nicht so schlimm wird. Das wurde ihr ebenfalls beigebracht. Was getan werden muss, damit nichts passiert. Oder: Was getan werden muss, damit möglichst wenig passiert. Dass irgendwann etwas passiert, ist schließlich Voraussetzung für das Leben als Frau. Tragisch. Aber so ist das. Frauen wissen bereits als Mädchen, dass es anstrengend wird. Schulterzuckend schaut Petra durch die großen Fenster. Zumindest ein paar Vögelchen toben davor herum.

»Nicht einmal ignorieren«, findet Petras Mutter. »Die spür'n halt, dass du lesbisch bist, das regt die auf. Madl, Männer sind so. Du bist so fesch, die können das nicht verkraften.« Wenn Petras Mutter so etwas sagt, stutzt sie zugleich über die Unwissenheit ihrer Tochter. »Was regen sich die jungen Frauen immer so auf?«, murmelt sie in ihrem bayerischen Dialekt und schüttelt amüsiert den Kopf. »Warum regst dich überhaupt so auf? Freu dich doch über die Aufmerksamkeit! Ist nicht das Schlechteste! So ein Flirt am Arbeitsplatz? Ich werd schließlich nicht angeflirtet. Schau, wie traurig ist das bitte!«

Dann lachen sie beide. Den Schmerz weglachen. Die Enttäuschung. Die Zumutung. Wie oft haben Elle und Petra schon so miteinander gelacht? Es wurde zu ihrer praktischen Methode. Ein Allheilmittel. Damit lässt sich tagtäglich der nackte Mann im angrenzenden Garten weglachen, der Elle beim Gärtnern beobachtet und gleichzeitig die Hilflosigkeit der betrachteten Gärtnerin. Lachen ist die beste Medizin, sagt Elle. Und Petra weiß, das stimmt.

14:15 Uhr. Petra sitzt wie auf heißen Kohlen. »Auf heißen Kohlen sitzen« ist so ein Satz, den ihre Tante gerne sagt. Tatsächlich sitzt sie auf einem Ikea-Stuhl der nach Eames aussehen soll. Billige Kopie. Sonderpreis.

»Kann ja nicht jeder auf Vitra sitzen, nicht wahr?«, sagte die Chefin, als sie die Stühle hereinbringen ließ.

»Nein, das geht nicht«, stimmte Petra zu.

Auf einem echten Designklassiker sitzt hier nur die Chefin. Das muss sich so eine Galerie nämlich erstmal leisten können. Das Telefon läutet. Jemand erkundigt sich nach den Öffnungszeiten. Petra gibt Auskunft.

Die Kohlen werden heißer. Diese Männer kann Petra nicht so einfach wegwichern. Weglachen fällt ihr schwerer, wenn ihre Mutter nicht dabei ist. Die fängt schließlich immer als Erste an, lauthals zu lachen, und ist dabei so ansteckend. Das Gegenteil einer Spaßbremse.

Petra betrachtet ihre fleckenlose Bluse, kontrolliert im Selfiemodus ihre Zähne nach Essensresten und betrachtet ihre Augenringe. Wieso kommen die jetzt trotz des ultraeffizienten Make-ups so plötzlich hervor? Wer nicht schön ist, hat sich nicht genug angestrengt. Oder nicht genügend Geld in anständige Schminke investiert. Da wurde an der falschen Stelle gespart. Keine gute Grundlage, um zu altern. Darüber muss sich eine dreißigjährige Frau längst Gedanken gemacht haben. Kluge Maßnahmen sollten früh ergriffen werden. Oder es muss mit den Konsequenzen gelebt werden. Keine Frau kommt ungeschoren davon. So viel ist sicher. Mit Sicherheit kann gesagt werden: Andere Mütter haben auch schöne Töchter.

Sie betrachtet ihren Schreibtisch. Ihr Namensschild. Die pflegeleichten Topfpflanzen.

Hier ist sie gelandet, nach einem abgebrochenem Kunststudium in London, einem einjährigen Praktikum in einer Werbeagentur in New York, einem abgeschlossenem Kunstgeschichtestudium in Frankfurt, einer Top-Note auf ihrem Zeugnis, einer Anstellung in einem Museum als kuratorische Assistentin in Amsterdam und nun offiziell als Assistentin in München, tatsächlich jedoch als Aufsichtskraft. In dieser Galerie ist sie nur vorübergehend. Sie sieht gut aus, ist gebildet, ist fleißig, ist idealistisch, ist arm, ist verschuldet und gewillt, sich nach oben zu arbeiten. Wer spärlich lebt, kann bekanntlich schnell die Verbesserung seiner Lebensumstände spüren. Sich durchbeißen können, so wurde ihr beigebracht, ist eine notwendige Charaktereigenschaft, vor allem für Arbeiterkinder. Durchbeißen, Durchhalten, Disziplin, Ausdauer und Geduld. Weil Angeberei wiederum keine gute Eigenschaft von Frauen ist, stapelt Petra eher tief. Wer tief fliegt, fällt nicht so weit. Besonders als eine Frau, deren Fallhöhe immer eine gewaltige sein muss. Petra ist müde. Am Wochenende hat sie wieder ihre Familie besucht. Die lebt praktischerweise nur eine Zugfahrt entfernt.

14:30 Uhr. Die Männer betreten den Innenhof. Endlich. Mit denen wird sie jetzt auch noch fertig. Sie hat schon so viel geschafft in ihrem Leben. Sie muss das hier wie eine sportliche Aktivität betrachten. Es ist anstrengend, verbessert jedoch ihre Kondition. Einatmen, ausatmen und das Gesicht einer Frau aufsetzen, der es wirklich egal ist.

Die Stahltür wird aufgemacht und mit dem ersten Schritt hinein legen sie los.

Mann 1: »Ciao Bella!«

Mann 2: »Hast du was für uns?«

Mann 1: »Petra, Petra, Petra, willst du nicht an diesem zarten Frühlingstag mit uns einen Kaffee trinken gehen?«

Mann 2: »Wir haben noch ein bisschen Zeit.«

Mann 1: »Wär doch schade, wenn du den ganzen Tag hier sitzen müsstest.«

Mann 3: »Bessere Idee, du machst uns Kaffee, und wir setzen uns zu dir?«

Mann 2: »Du schaust so aus, als würdest du richtig guten Kaffee machen.«

Petra: »Hier sind eure Pakete.«

Mann 1: »Oh, schon wieder so zickig.«

Mann 2: »Waren wir schon wieder nicht sensibel genug?«

Petra: »Ich würde gerne, muss aber weiterarbeiten.«

Mann 3: »Deine Arbeit hätte ich auch gern. Sieht so entspannt aus.«

Mann 2: »Musstest du dafür eigentlich studieren, um während der Arbeit Bücher zu lesen?«

Petra: »Ja.«

Mann 3: »Du, stell dir vor: Unsere Putzfrau ist plötzlich nicht mehr aufgetaucht. Weißt schon, die mit dem Alkoholproblem. Wenn du also nichts zu tun hast, könntest du auch für unsere Büroatmosphäre sorgen. Kriegst auch ihren Stundenlohn.«

Mann 2: »Was meinst du, ist das mehr als dein regulärer?«

Mann 1: »Hahaha.«

Mann 3: »War ja nur ein Spaß. Die Petra versteht das, oder?«

Mann 2: »Klar, die Petra ist eine von den Coolen. Nicht so spießig wie die Anderen.«

Mann 1: »Aber grab nicht meine Freundin an, gell? Scherz!«

Mann 3, Mann 2, Mann 1: »Also, tschüss Petra. Bis morgen.«

Unbesonnen und von jeglichen Sorgen befreit schlendern die Männer durch die Ausstellung, tragen dabei ihre Post mit sich und die Aura blanker Unbekümmertheit. Einer streckt sich kurz, die Wirbel knacken. Petra schlägt ihr Buch auf. Sie beneidet diese Selbstsicherheit. Mit dem Zufallen der Tür, die aus der Ausstellung in die oberen Stockwerke führt, fällt ihr ein Stein vom Herzen oder die Anspannung von den Schultern. Es fühlt sich gut an, etwas weggearbeitet zu haben. Für heute sind die Männer erledigt. Auf zum nächsten Punkt im Tagesablaufplan.

Petra macht das hier nicht mehr lange. Das ist nur die Notlösung. Sie hat einige Bewerbungen offen, in anderen Städten, in anderen Ländern, sie ist flexibel, kann überall hin. Sie erfüllt, was von ihr gefordert wird, keine Bindung, kein Ballast kann sie von dem richtigen Jobangebot abhalten. Petra ist hoffnungsvoll und hoffnungslos unterbeschäftigt. Neun Stunden am Tag, zehn Euro pro Stunde, fünf Tage die Woche und das im teuren München.

»Du weißt, Schatzerl«, schiebt da die Tante Bella hinterher, »es hat jede noch so dumme Situation auch immer etwas Positives. Du kannst nicht wissen, wofür diese Erfahrung einmal gut sein wird. Wirst schon sehen. Wenn es dann so weit ist, denkst du an mich. Weil du was gelernt hast und feststellen musst, dass ich Recht hatte.« Die Tante hat so oft Recht. Die Tante Bella kennt das Leben und die Leute. Die Tante Bella ist eine Frau, mit der gern geplaudert wird. Denn die Tante Bella kann gut zuhören. Und das ist schließlich das A und O, wenn etwas herausgefunden werden will.

Ein weißer Defender fährt in den Innenhof. Petra weiß, was jetzt kommt. Ihre Chefin. Genauer: die Frau vom Chef. Die scheint jetzt die Fäden endgültig in der Hand zu haben. Ihr Mann ist schon länger nicht mehr aufgetaucht. Es gab keine Mitteilung, kein Teammeeting, nicht einmal ein öffentliches Statement. Er blieb plötzlich aus, sie räumte sein Büro um, und jetzt macht sie die Ansagen. Gut für sie, denkt sich Petra. Mehr Frauen in Führungspositionen. Vor allem im Kulturbetrieb. Da will Petra schließlich auch mal hin. Immer dranbleiben. Immer nach den Möglichkeiten Ausschau halten.

Der Motor verstummt. Die Chefin steigt aus, öffnet die Hintertür, ein kleiner Dackel springt aus dem Auto und läuft direkt zur Eingangstür, in der mittlerweile Petra steht, weil sie freundlich ist und weiß, dass die Chefin gern begrüßt wird. Die Chefin weiß nicht, dass das ein Automatismus ist. Das Auto, der Hund, der Job, die Stadt. Petra findet das toll. Fehlt nur noch der Jagdschein, die Chefin ist allerdings Vegetarierin.

»Hallihallo Petra! Wie geht es dir heute?«

»Maxi! Gut. Es riefen ein paar Leute an, hier ist die Telefonliste.«

»Ahhh, hmmm, danke. Und sonst?«

»Sonst hat sich wenig getan, später kommen die Akademiestudenten – die führst du durch die Ausstellung, nicht wahr?«

»Ja. Sehr gut. Sehr, sehr gut. Die brauchen wir nämlich.«

»Wen?«

»Die Kunststudenten!«

»Aha.«

»Petra, Liebes, die Kunststudenten sind unsere Zukunft. Sag, kannst du Grazia nehmen? Sonst zieht sie wieder die ganze Aufmerksamkeit auf sich und das mag Mami nicht, wenn sie gerade eine Führung gibt, nicht wahr?«

»Natürlich, wir können eine Runde gehen.«

»Stell auch das Telefon stumm, nicht dass es läutet, während ihr fort seid. Wäre auch blöd. Die Leute können schließlich E-Mails schreiben, wenn sie was von mir wollen. Die wichtigen Leute haben eh meine Privatnummern. Der Rest kann warten.«

»Wie lang sollen wir fort sein?«

»Eine Stunde. Am besten du gehst, kurz bevor sie kommen. Sonst wissen sie nichts mit dir anzufangen, und das sorgt nur für Verwirrung.«

»Ist gut.«

»Weißt du was, geh sofort! Dann kann ich mich in Ruhe vorbereiten.«

»Ist gut, Maxi.«

Petra hat eine These in Bezug auf Hunde und Kinder: Wenn den Leuten nichts anderes mehr einfällt, kommt eins von beiden. Für den Sinn im Leben. Weil um den geht's, den zu finden gilt's. Sinnlos scheint ein Leben ohne Aufgabe. Eine Möglichkeit ist dabei, sich etwas Sinnstiftendes anzuschaffen. Etwas, worum sich gekümmert werden kann, nur dies sind gute Eigenschaften: Selbstaufopferung, Opferbereitschaft und hingebungsvolle Fürsorge. Mütterliche Eigenschaften. Fraueneigenschaften. Pflegende Eigenschaften. Die Eigenschaften, die die Welt beieinander halten. Fürchterlich findet das Petra.

Petra möchte keine Kinder. Wenn sie das sagt, sagt ihre Mutter, dass sie ihren Muttertrieb schon noch entdecken werde, und ihre Freundinnen, dass

das mitnichten eine natürliche Entscheidung sei. Petra hat gute Gründe, keine Kinder zu wollen, aber wird nicht danach gefragt. Nicht einmal ihr Coming-Out scheint noch eine besondere Hürde darzustellen.

»Die biologische Uhr tickt, Petra, du wirst sie schon noch spüren und dich dann befruchten lassen«, säuselte die Tante Bella und griff weise in sich hineingrinsend nach ihrem Aperol Spritz. Befruchten lassen, als würde ihr ein netter, harmloser Herr eine Obstplatte reichen. Oder sie mit einem Smoothie einseifen. Prost!

Petra und Grazia spazieren los. Schön vorbei an den alten Prachtbauten, vorbei an den Wohnhäusern und endlich hinein in die belebteren Straßen. Da sitzen die Leute draußen vor den Cafés, gierig nach Sonne, in ihren Daunenmänteln und ihren Winterstiefeln und ihren Wollhauben, die angesichts der Wetterlage bereits überflüssig sind. Den Leuten hier geht es gut, die Leute hier sehen gesund aus. Froh und munter. Vergnügt und nett. Rote Bäckchen, weiße Zähne, pralle Portemonnaies. Status, Status, Status. Petra wird richtig warm ums Herz, auch dank der gnadenlosen Sonne.

Die Galerie befindet sich in einem beliebten Viertel unter Gutsituierten, ist jedoch ausgerechnet in der Nebenstraße einer Nebenstraße gelandet. Sie wird nicht allzu häufig zufällig gefunden. Ein echter Geheimtipp. Nur für Kenner. Nur für wirklich Interessierte. Nur für die, die Bescheid wissen. Es sind naturgemäß eher ruhige Arbeitstage.

»Was für ein Luxus!«, sagt dazu die Tante. »Dass es solche Jobs überhaupt noch gibt. Bemerkenswert!« Solche Jobs, meint sie, seien völlig überflüssig, weil sie nur von wenigen Menschen in Anspruch genommen werden. Was zählt, sind die Jobs, die viele Menschen glücklich machen, nicht einige wenige. Ihrer zum Beispiel. Zugegeben, hin und wieder weint eine Frau, wenn sie nach einer faltenreduzierenden Spritze entgegen ihrer Warnung zu lange in der Sonne war und nun anstelle der Falten eine Narbe trägt. »Aber die fangen sich dann schon«, sagt die Tante. »Was bringt die Galeristin einer Gesellschaft?«, fragt die Tante und zieht dabei die Augenbraue hoch. »Und was bringt deren Assistentin der Gesellschaft?«, schiebt sie hinterher. »Eben«, schließt die Tante, »niemand weiß, dass es dich gibt. Meine Schusterin ist relevanter als du.«

Autsch. Das saß. Der Petra wird ganz schwindelig bei so einem Gespräch. Nicht weil Petra glaubt, sie sei etwas Besseres als eine Fachkraft für Sohlen und Schuhwerk, nein, weil Petra sich selbst so sieht. Petra, die viel Zeit und Geld in ihre Ausbildung gesteckt hat, fühlt sich wie eine Bilderbuch-Versagerin, denn, so viel ist sicher, mit dreißig fängt die große Karriere nicht mehr an. Das Sorgenkind der Familie. Erst Langzeitstudentin, dann ohne Geld und ohne Einbauküche, mit einem Beruf, den niemand versteht, und obendrauf noch lesbisch. Oh weh! Ihre Mutter und ihre Tante lachen darüber. Bella und

Elle sind immer fleißig am Sorgen-weglachen. Was einen nicht angreift, tut einem nicht weh. Was einem nicht weh tut, kann schnell vergessen werden. Immer schön weich bleiben. Harte Frauen wirken doch eher abschreckend, und verhärmte Frauen sind am allerabschreckendsten. Sanft soll sie sein, die Frau, sanft und lieb und nett. Ein gepflegtes Äußeres und ein außerordentlich liebreizendes Inneres. So ist's recht.

Petra lässt den Hund von der Leine. Grazia weiß zunächst nicht recht, wie ihr geschieht und rührt sich nicht vom Fleck. Sie betrachtet ihr Teilzeit-Frauchen und wartet auf deren Aktion. Aktion, Reaktion. Affirmation ist die bessere Strategie im Job. Freundlich nicken, freundlich lächeln, zustimmen. Ja und ja und ja! Petra ist darin geschult. Sie schaut den Hund an, geht in die Hocke und strahlt aufmunternd. Der Hund weiß immer noch nicht so recht. Da wirft sie ein Stöckchen tiefer in den Park. Und Grazia tut, was von ihr verlangt wird, und läuft dem Stöckchen hinterher. Petra kommt mit, und so gehen sie weiter in die Natur hinein. Die Vöglein zwitschern und das Bächlein sprudelt, und die Autos werden leiser, und die anderen Menschen sind auch ganz stumm. Endlich Ruhe. Die Enten schnattern, weil der Hund dahergerannt kommt und wenn Grazia endlich kackt, zögert Petra keine Sekunde, um die Plastiktüte aus der Jackentasche zu ziehen, die Scheiße aufzuklauben und geschickt das Tütchen zu verknoten. Petra ist geduldig.

»Denn Geduld ist etwas, das wir Frauen brauchen«, gab ihr die Mutter mit auf den Weg, »Geduld und die Fähigkeit, nachsichtig zu sein.« Dabei zwinkerte sie und deutete auf ihren Mann, der lässig auf dem Sofa fernsah und dessen Hand im Hosenbund steckte. Typische Fernsehpose. Geduldig trägt sie die rote Tüte minutenlang durch den Park, bis endlich der nächste Mülleimer auftaucht.

Als die Ehe für alle entschieden wurde, rief Petras Mutter ihre Tochter erleichtert an, denn auf die Hochzeit ihrer eigenen und einzigen Tochter wollte sie nun wirklich nicht verzichten müssen. Lesbisch oder nicht. Petra entfuhr nur ein schrilles Lachen. Schwamm drüber!

Der Hund hat keine Lust mehr und rennt keinem Stöckchen hinterher. Zeit für eine Pause. Petra setzt sich, nimmt Grazia neben sich auf die Bank, sie warten. Auf bessere Zeiten. Auf noch besseres Wetter. Auf bessere Gründe, wieder zurückzugehen. Schwierig wird's, wenn alles egal ist. Petra lässt Grazia auf ihren Schoß. Beide machen erschöpft die Äuglein zu.

(S. 13-23)

[...]

Tina

Dass der Aufenthalt im Frauenhaus nicht für immer sein würde, war allen Beteiligten klar. Dass er sich doch über einen so langen Zeitraum strecken würde, war kaum vorhersehbar gewesen. Tina hat dieses Mal nicht nachgegeben. Sie hat sich nicht einlullen, nicht überreden, nicht unter Druck setzen lassen. Sie hat eine Anzeige erstattet, diese zwar anschließend wieder zurückgenommen, aber dadurch einen tiefen Graben in die Familiendynamik gerissen. Dass die Kinder kein einziges Mal nach ihrem Vater, mehrmals hingegen nach ihrem Zuhause flehten, gab ihr letztendlich den Impuls, sich einen Termin in der Beratungsstelle geben zu lassen und die heimliche Auflösung der Ehe zu planen. Heimlich, das war nicht gerade Tinas Stärke. Sie wollte A. nicht hintergehen, sie wollte ihn ändern, ihm verzeihen, ihm glauben. A. versprach, eine Therapie zu machen, sich einen anderen Job zu suchen, ihr nichts mehr anzutun. Allerdings fand A. immer einen Grund, die Versprechen zu brechen. Und ihre Knochen. Genug ist genug.

Dass der Aufenthalt im Frauenhaus kein Urlaub sein würde, war allen klar, die schon mal in einem Frauenhaus waren. Oder in einer ähnlichen Extremsituation. Andere glaubten, es handle sich dabei um ein durch Steuergelder finanziertes Wohnprojekt, in dem sich Frauen mal ordentlich ausruhen konnten. A.s Vater war so einer. Der war sich sicher, dass Tina und die Kinder dort den halben Tag verschlafen und sich die restliche Zeit am Buffet die Bäuche vollschlugen. Er sah die hübsch eingerichteten Rooms direkt vor sich, wie in einem Sternehotel im Touristengebiet oder Luftkurort. Nur dass alle Frauen in seiner Vorstellung wahllos über Männer lästerten und sich gegenseitig auf die Schultern klopfen. Dass sie da nach Strich und Faden verwöhnt werden würden, diese Feministinnen, und er, völlig unschuldig für irgendwelche privaten Streitereien, dafür zahlen müsse. Eine regelrechte Unverschämtheit fand er diese Einrichtung. Überflüssig und unverhältnismäßig. Dass sein eigener Sohn die Schwiegertochter schon mehrmals krankenhaushausreif prügelte, empfand er zweifelsohne auch als unverhältnismäßig, dass die ihn jetzt so lange hinhielt, empfand er wiederum als schamlos. »Das ist doch keine Ehe!«, donnerte er dann seine eigene Frau an. Diese stand selbst kurz vor der Explosion.

A. durfte nicht zu Besuch kommen. Sie verabredeten sich außerhalb. Das war möglich, doch ungern gesehen. Noch ungerner wurde es gesehen, wenn eine Frau zu ihrem gewalttätigen Mann zurückging. Die zurückgebliebenen Frauen schüttelten darüber die Köpfe. Es schien oft einfacher für die Betroffene, ja weniger dramatisch, ins alte Leben zurückzukehren und auf Besserung zu hoffen. Viele der Frauen waren mehr als einmal in dieser Einrichtung. Und es stimmt: Manche von ihnen schliefen hier besser als im eigenen Ehebett.

Tina ist nicht mehr bereit, sich durch die Zimmer schleifen zu lassen. Sie ist nicht mehr bereit, ihr Blut von den Wänden und den Möbeln zu wischen. Sie will sich nicht mehr einreden, dass die Kinder die tatsächlichen Ausmaße

nicht mitbekämen, sie will nicht einmal mehr vor den wenigen Freunden lügen, die ihr über die Jahre geblieben sind. Wer Tina heute fragt, bekommt klare, ehrliche Antworten. Diese Frau lag im Dreck und hat sich sauber gemacht. Jetzt will sie für eine saubere Trennung sorgen. Sie verlangt einen klaren Schnitt. Genau das hat sie zur Friseurin gesagt. Da musste einmal was Neues her. Eine Frisur, die er nicht so leicht greifen kann.

Die Haare

Die Haare der Frauen sind sehr unterschiedlich. Es ist wichtig, die eigene Haarstruktur zu kennen, um für die entsprechende Pflege garantieren zu können. Bei Fehlern wird die Kopfhaut irritiert. Egal ob dick, dünn, gelockt, glatt, gefärbt, voluminös – wer eine gesunde Kopfhaut hat, sorgt für starke Wurzeln und schönes Haar. Haare können gekämmt, gebürstet, gegelt, gelockt, geglättet, toupiert, besprüht, bepudert, geflochten und in unzählige Frisuren frisiert werden. Manche Frisuren und Schnitte signalisieren Strenge und Kontrolle, andere Lässigkeit und Coolness. Andere wiederum demonstrieren Glamour. Es gibt Frisuren, die galten lange Zeit als schlampig und unprofessionell, das ist diskriminierend. Dabei handelte es sich um Frisuren von marginalisierten Frauen, wie zum Beispiel Afros oder Braids. Wer die Haare besonders pflegen möchte, kann sie einer Kur unterziehen. Spliss und Schuppen sind unbedingt zu vermeiden. Wenn lange Haare ständig gegen den Körper prallen oder angefasst werden, brechen sie. Haare brauchen Pause. Dann sollten sie an der Luft getrocknet und weder einem Föhn, Lockenstab oder anderen heißen Prozeduren unterzogen werden, um sich ordentlich erholen zu können.

Tina und A. haben sich in einem Imbiss verabredet. Der Imbiss liegt um die Ecke und bietet regionale Speisen an. Seit diesem Jahr hat der Imbiss auch einen kleinen Biergarten. Weil die Kastanienbäume fehlen, stehen Sonnenschirme von Eis- und Softdrinkherstellern herum. Wer dort an diesem Imbiss sitzt, kann sehen und gesehen werden. Ein Treffen mit dem übergriffigen Partner sollte am besten an sehr belebten Orten stattfinden. Zu Mittag ist der Imbiss täglich gut besucht, denn er ist preiswert und lecker. Das passt auch Tina gut, denn die will gerade sparen.

Als Tina zum Imbiss kommt und um die Ecke biegt, sieht sie sofort ihren Ehemann. Er wirkt zerknirscht und traurig, seine Mundwinkel hängen tief, und er sieht verheult aus. Als er Tina erspät, huscht ein sanftes Lächeln über sein Gesicht, und seine Gesichtszüge entspannen sich. Tina bekommt Herzklopfen und sieht, warum sie sich einst in diesen Mann so brennend verliebte. Er geht ihr entgegen und überreicht ihr einen Strauß bunter Blumen, gibt ihr einen Kuss auf die Wange. Einige im Strauß sind Tinas Lieblingsblumen. Tina ist gerührt. Sie setzen sich auf die grün-weißen Biergartenstühle an einem grünen Tisch und betrachten sich schweigend. Wie viel wurde in dieser Ehe schon besprochen und wie viel verschwiegen? Das fragt sich Tina. Sie hat ihre Hände auf die Tischplatte gelegt, er nimmt sie in seine. Da ist es, das Gefühl, die Anwesenheit eines vertrauten Körpers, das

eigentlich etwas Schönes ist. Tina zieht ihre Hände aus der Berührung und liest die Speisekarte. Das hier ist eine Verabschiedung. Kein Rendezvous. Es fällt ihr schwer, an die neue Hoffnung zu glauben. Es geht jeden Tag ein bisschen besser. Grad noch so davongekommen.

(S. 158-161)

Sharon Dodua Otoo

Adas Raum

(2021, S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main)

In Adas Raum verwebt Sharon Dodua Otoo die Geschichten von verschiedenen Frauen über Jahrhunderte und Kontinente. Alle diese Frauen heißen Ada: eine Frau, die viele Frauen ist und viele Leben lebt. So sucht die hochschwangere Ada, eine junge Ghanaerin mit britischem Pass, im heutigen Berlin und in Begleitung ihrer Halbschwester Elle (die in Deutschland aufgewachsen ist) nach einem Platz im Leben – und entdeckt dabei ein goldenes Armband, das sie mit den Frauen verbindet, die vor ihr kamen.

Ada folgte ihrer Schwester in die Stadiowohnung. Sie war, wie in der Annonce beschrieben: »überschaubar«. Außerdem war sie, wie so vieles in Deutschland, funktional, strapazierfähig und sauber. Aber es fehlte eine gewisse Wärme, die die Ringelblumen auf dem Fensterbrett nicht ausgleichen konnten – so sehr ihre Farbe auch an Sonnenstrahlen erinnerte. Rechts balancierte jemand auf einem Holzstuhl und schraubte an einer Gardinenstange. Eine Tätowierung verlief unter dem engen Pullover seinen Hals entlang. Sein schulterlanges blondes Haar war am Hinterkopf locker zusammengebunden, und seine Jeans hing etwas zu tief, so dass Ada seine Unterhose sehen konnte. Sie schaute weg.

Nach monatelangen erfolglosen Wohnungsbesichtigungen war ihr Blick darauf getrimmt, das Wesentliche innerhalb der ersten dreißig Sekunden zusammenzufassen: Herd und Spüle in der hinteren linken Ecke, rechts gegenüber, eine weiße Tür, vermutlich zum Bad. Ansonsten waren überall nur Umzugskisten verschiedener Größen zu sehen. Einige waren halbleer, viele waren voll, aber noch nicht zugeklebt. Elle zwängte sich gekonnt zwischen den Kisten hindurch und erreichte mit wenigen Schritten die Küchenecke. Während sie den Herd prüfte, stieg der blonde Mann vom Stuhl herunter. Die Gardinenstange hing noch immer über dem Fenster.

»Later«, lachte er und streckte seine Hand zu Ada.

Er muss Ende zwanzig gewesen sein, vielleicht Anfang dreißig. Er sah erschöpft aus. Nicht genervt, aber auch nicht wie eine Person, die unendlich viel

Zeit hatte. Als er seine Hand Ada hinhielt, fiel ihr die Narbe über seiner linken Augenbraue auf.

»Alfons!«, grinste er.

Ada hätte gerne geantwortet, aber sie keuchte noch. Ihre Hände lagen weiterhin auf ihrem Bauch, die Finger massierten ihn in kleinen Kreisen. Er ließ allmählich seine Hand fallen und tat, als jucke es ihm plötzlich am Bein. Nach mehreren Atemzügen konnte Ada offenbar immer noch nicht reden. Seine Augen verengten sich.

»Água?«, fragte er.

»A-da«, sagte sie schließlich. »Ich heiße Ada.«

Sprachen, dachte ich und rollte innerlich mit den nicht vorhandenen Augen.

»Nein«, raunte Alfons. »Água ... äh ... Water? Wasser?«

Er zeigte auf sie und bildete anschließend mit seinen Fingern einen Kreis und tat so, als würde er daraus trinken.

Elle erschien an seiner Seite und hielt Ada ein Glas entgegen.

»Hoffe, das war ok«, sagte sie zu ihm, während sie Ada das Wasser reichte.

Er machte eine Handbewegung, die so viel bedeutete wie: »Gar kein Problem.«

Einige Sekunden lang war es in der Wohnung still. Sie schauten sich gegenseitig schüchtern an. Als Ada fertig getrunken hatte, nickte sie langsam, dabei schweifte ihr Blick durch die Wohnung.

»Tja«, sagte sie.

Elle hustete. Ada entschied sich – trotz des strengen Blickes – weiterzureden und wandte sich mit einem gekünstelten Lächeln an Alfons.

»Ich muss leider gleich sagen, ich glaube es klappt n-«

Augenblicklich zeigte Elle auf dem Boden.

»Echtes Holz?«

Alfons schaute verwirrt von Ada zu Elle. »Sorry?«

»Holz«, wiederholte Elle. »Real wood?«

»Oh yes«, nickte er. »From oak. I think in German you say Eiche? Yes? Very strong. Stark. Massiv.«

Elle zuckte mit den Schultern, als Ada sie mit offenem Mund anstarrte.

Alfons grinste. »Where do you come from?«

Er hatte zu Elle gesprochen, allerdings tat sie, als hätte sie ihn nicht gehört. Sie drehte sich weg und lief zurück zur Küche, also lächelte er erwartungsvoll in Adas Richtung.

»Ghana«, seufzte sie. Ihre Hoffnung, dass der Besuch abgekürzt werden könnte, hatte sich gerade zerschlagen und lag nun in einer Million Splitter auf dem Holzboden. Stark. Massiv.

»Ghana!«, strahlte der Blonde. »I thought so! I have been there last year!«

Ada machte ein »o« mit dem Mund und atmete langsam aus.

»I was many days in Obuasi!«, strahlte er. »Making a film.«

Er fuhr hektisch mit dem Finger über sein Smartphone, während Ada die Augenbrauen hob.

»Obuasi?«

Alfons grinste. »My grandfather's father was born there.«

Ada schielte. Dass er Vorfahren aus Ghana hatte, war ihm gar nicht anzusehen. Sie suchte in seinen Sommersprossen nach einem Hinweis.

»You know Obuasi?«, fragte er.

Ada nippte wieder am Glas. Je schneller sie aus der Wohnung flüchten könnte, desto besser.

»Und wie viel Abstand wolltest du?«, rief Elle aus der Küche. Sie stand am Herd und öffnete die Türen zum nebenstehenden Schrank. Vielleicht machte sie die Türen etwas lauter zu, als unbedingt nötig. Alfons war kurz zerrissen, denn selbstverständlich hätte er sich gerne noch länger mit Ada unterhalten. Schließlich drehte er sich doch um. Auf dem Weg zu Elle schob er

einige Kartons zur Seite.

Ada konnte der Diskussion zwischen Elle und Alfons nicht folgen, aber als sie die Empörung in Elles Stimme hörte (»dreitausend Euro?«), war klar, dass es nicht mehr allzu lange dauern würde. Kein Wunder, dachte sie, dass er noch keinen Nachmieter gefunden hatte. Gleichzeitig wusste sie wohl, dass er nicht auf einen einzigen Euro würde verzichten müssen. Höchstens auf eine schnelle Abwicklung. Das leise Murmeln der weiteren Verhandlungen wurde unterbrochen, als Elle durch die Wohnung rief: »Schau Ada, willst du die Schränke überhaupt?«

Ada atmete langsam aus und kratzte sich an der Stirn.

»Ada?«

»Ja-ha. Moment!«

Ada drückte sich an mehreren halbgepackten Umzugskartons vorbei und tat ihr Bestes, zwischen ihnen durchzugleiten, doch schließlich prallte ihr Bauch gegen eine besonders volle Kiste. Sie stieß gegen eine, die eine andere traf und so weiter. Mehrere Bücher, Broschüren, lose Blätter und Umschläge stürzten auf den Boden. Das in Zeitlupe laufende Bild der herunterfallenden Gegenstände erinnerte Ada an eine dieser sinnlosen Berliner Kunstperformances.

»I'm so sorry, o!«

Sie beugte ihre Knie leicht an, aber ein Stechen schoss durch ihren Beckenboden. Es gab nichts in der Nähe, woran sie sich hätte festhalten können, die anderen Kisten waren zu instabil.

»It's ok!«, lachte Alfons.

Er stand bereits neben ihr und hatte schon einige der verstreuten Unterlagen eingesammelt. Elle kniete auf dem Boden und stapelte ein Buch nach dem anderen in eine aufgerichtete Kiste. Ada rieb mit einer Hand über ihren Bauch.

»I'm really very sorry ...«

»Forget it«, lächelte Alfons.

Er wedelte mit einer großen Rolle Packband in die Luft.

»This time I will tape them!«

Ada konnte nur beobachten, wie er die wiederverpackten Kisten

abklebte. Wenn sie versucht hätte, etwas hochzuheben, hätten Alfons und Elle am Ende sie und die verstreuten Dokumente retten müssen. Das Gegenteil von gut, erinnerte sich Ada, ist gut gemeint.

»Was ist das?«

Elle hielt eine Hochglanzbroschüre in den Händen und blätterte durch die Seiten. Alfons drehte sich zu ihr.

»Hmm?«

»What is this?«, wiederholte Elle.

»No idea«, sagte er, während er das Packband wieder weglegte. »I accidentally took it from a Canadian.« Als er das Wort »accidentally« betonte, hob er beide Hände in die Luft, um Anführungszeichen anzudeuten.

»Was?«, fragte Ada.

»Er sagt, er hätte es von einer Person aus Kanada mitgehen lassen ... «

»Nein«, Ada hielt ihre Hand der Broschüre entgegen. »Was ist das?« Elle stand auch auf, und hielt sie Ada hin. Es war ein Katalog zu einer Sonderausstellung.

»Vorkoloniales Westafrika«, murmelte Ada, als sie den Titel las. Der Katalog war wunderschön gemacht. Zahlreiche Farbfotografien der Objekte glänzten neben detaillierten Beschreibungen.

»... and? You like it?«

Ada nickte, und in einer kompliziert aussehenden Aktion reichte sie das Glas von ihrer Rechten zur Linken, bevor sie anschließend die Broschüre von Elle nahm.

»It's so funny, this left hand thing«, grinste Alfons und wartete kurz auf die Frage, was er denn meinen würde – die allerdings nicht gestellt wurde. Ada versuchte, sich auf die Lektüre zu konzentrieren, konnte aber leider noch zu gut hören, wie Alfons Elle animiert erklärte, warum er es lustig fand, dass Ada es vermieden hatte, ihre linke Hand zu benutzen. Wie schaffte er es, nicht zu sehen, wie eng Elles Augen wurden, während er über »traditionelle Sitten« sinnierte?

»Es gibt inzwischen auch in Ghana Toilettenpapier, falls das die Frage ist!«, zischte Elle irgendwann.

»Please ... ?«, stotterte er. »I don't ...«

»You said Ghanaians use their left hand to clean themselves? I'm saying they have toilet paper there too!«

Alfons Gesicht explodierte in Rot.

»Oh. Sure. Of course! I –«

Elle drehte sich von ihm weg und schaute Ada an.

»Wo te«, sagte sie. Ada nickte. Endlich.

*

Um zurück zu Elles Wohnung zu fahren, wäre es am schnellsten gewesen, mit der U7 von der Gneisenaustraße zum Hermannplatz zu fahren, und dort in die U8 Richtung Wittenau umzusteigen. Am schnellsten, doch nicht am schönsten. Die gesamte Fahrt verlief durch unterirdische Tunnel, und die Bahn war oft überfüllt. Im Winter unangenehm, im Sommer unerträglich. Aber zumindest waren die Rolltreppen am Hermannplatz selten kaputt. Allerdings hatten weder Elle noch Ada es eilig. Die nächste Wohnungsbesichtigung, die sogar bei Elle um die Ecke gewesen wäre, fiel kurzfristig aus.

»Ach schade!«, hatte Ada gesagt. »Warum?«

»Keine Ahnung«, hatte Elle gebrummt. »Kann ich Gedanken lesen?«

Und so wie Elle die Menschen auf den U-Bahn-Treppen im Vorbeigehen anpflaumte, erschien es Ada besser, einfach wortlos zu folgen. Als Antwort auf die Frage, warum sie auf dem falschen Bahnsteig stehen würde, hatte Elle gezischt: »Hermannplatz stinkt nach Pisse!«, womit sie nicht ganz Unrecht hatte. Ada zog lediglich die Augenbrauen hoch. Wenigstens ist Pisse Bio, dachte sie, als sie neben Elle Platz nahm.

Die Fahrt zum Mehringdamm war kurz und ereignislos. Es war als ob die anderen Fahrgäste wussten, dass sie jede Art von Kontakt mit Elle vermeiden sollten. Sogar der Elvis-Imitator, der sonst wirklich alle ansprach, lief beim Spendensammeln wortlos an ihr vorbei. Elle hatte auf ihr Phone gestarrt, als Ada ihm fünfzig Cent in den Hut schmiss.

Erst als sie in der U6 saßen und bereits am Bahnhof Kochstraße angekommen waren, hatte Ada sich getraut, noch mal mit Elle zu reden.

»Von allen Ga-Ausdrücken, die ich dir beigebracht habe«, sagte sie, »blieb dir wirklich nur wo te übrig?«

Elle schaute von ihrem Phone kurz hoch.

»Warum? Es heißt doch: Wir gehen. Oder?«

Elle klang versöhnlicher. Ihre Stirn war entspannter, ihre Augen wieder weich. Also traute Ada sich auch noch, ein wenig zu lächeln.

»Klar!«, nickte sie. »Ganz genau. Und trotzdem. Wann redest du schon Ga mit mir?«

Zwischen den Gesprächsfetzen pubertierender Jugendlicher und den dumpfen Bahnhofsdurchsagen war Elles Antwort kaum zu hören. Auch wenn Ada sich näher beugen musste, um mit allen Teilen ihres Körpers Elles Worte aufnehmen zu können, war sie erleichtert, dass Elle überhaupt mit ihr sprach.

»Ich weiß mehr, als du denkst«, grinste Elle. »Deutsch reden wir ja nur wegen dir.«

»Eigentlich wegen Papa.«

Elle zuckte mit den Schultern, und Ada schaute aus dem Fenster. Obwohl sie nichts außer gelegentlichen Lichtstreifen in der Dunkelheit sah, war es ihr lieber, als auf die Menschen zu blicken, die direkt vor ihr standen. Die Frau mit den Taschen zum Beispiel. Sie sah so müde aus. Sie lehnte sich mit gebeugtem Rücken gegen den gelben Handlauf und sah sich in der Bahn um. Ihr praller Rucksack zog an ihren Schultern, ihre überfüllten Einkaufstüten zogen an ihren Armen. Eigentlich hätte Ada ihr gerne den Platz angeboten. Aber immer, wenn Ada diesen Impuls bekam, musste sie an das eine Mal denken, als sie im Bus neben Cash gesessen hatte. Es war genau die gleiche Situation.

Damals war Ada aufgestanden und hatte auf ihren Platz gezeigt. Die Frau hatte daraufhin zunächst gelächelt und verteilte bereits ihre Taschen von den Schultern auf die Hände, als sie Ada zunickte. Dann registrierte sie, neben wem sie würde sitzen müssen. Die Grimasse, die sie dabei zog. Es war, als hätte Ada ihr keine größere Beleidigung zumuten können. Ada blieb regungslos neben dem leeren Sitzplatz stehen, während es ihr langsam dämmerte, was vor sich ging. Cash war keineswegs überrascht. Im Gegenteil. Sein steiniger Gesichtsausdruck veränderte sich während des gesamten Vorfalls nicht. Ada biss sich auf die Unterlippe und versuchte, auf andere Gedanken zu kommen.

»Wie schön wäre es«, sagte sie, als die U-Bahn bremste, »Ga als unsere Geheimsprache zu haben.«

Elle zog die Augenbrauen hoch.

»Weißt du denn nichts über Deutschland, Ada? Hier wurde doch versucht, alle mehrsprachigen Menschen zu töten.«

Die Frau, die Ada gegenüberstand, starrte Elle mit weit aufgerissenen Augen an. Ihre Haut wurde rot und fleckig. Elle schien sie nicht zu bemerken. »Ich weiß gar nicht, warum ich in der Vergangenheitsform spreche«, murmelte sie. »Eigentlich machen sie es immer noch ...«

»Außer bei den Englischsprechenden«, nickte Ada.

Elle schaute zurück auf ihr Phone: »Wenn es hart auf hart kommt, werden auch sie nicht sicher sein.«

Als die Bahn in der Station Stadtmitte hielt, stieg eine Kindergartengruppe ein. Zwei Kinder stürzten sich kichernd auf denselben Sitz, um Sekunden später zu entscheiden, dass er doch groß genug für beide war. Drei andere versuchten, mit ausgestreckten Armen das Gleichgewicht zu halten, als die Bahn ruckartig losfuhr. Das Kreischen tat Ada in den Ohren weh. Sie holte den Ausstellungskatalog aus ihrer Tasche.

»Ach«, staunte Elle. »Du hast ihn mitgenommen?«

Ada zuckte mit den Schultern.

»Der Typ wollte ihn nicht mehr«, sagte sie. »Und ich wollte dir was zeigen.«

Sie blätterte in der Broschüre, bis sie die richtige Seite fand. »Hier. Siehst du das?«

Sie lehnte sich zu Elle herüber und hielt ihr den Katalog entgegen. Ein Kind weinte in einem beeindruckend langen Einzelton los, während Elle verwirrt auf die beiden Seiten schaute.

»Nein, hier«, zeigte Ada. »Anscheinend haben die Menschen aus Portugal viel früher die Goldküste betreten als die Ga Leute!«

»Was?!«

Elle nahm Ada die Broschüre aus den Händen und las weiter.

»Die Gas kommen ursprünglich aus Nigeria?«

»Aus der Gegend, die wir heute Nigeria nennen ...«, nickte Ada.

Elle schaute sie verdutzt an.

»Wusstest du das?«

»Nein!«

Elles Lippen bewegten sich leicht, während sie las. Ada beobachtete sie so genau, dass sie kaum bemerkte, dass die U-Bahn bereits die Französische Straße erreicht hatte. Mehrere aufgeregte Kindergartenkinder wurden von ihren jetzt schon angestrengt aussehenden Erzieherinnen hinausgehetzt. Erst als die Türen wieder zugingen, wurde Ada bewusst, dass die Frau, die Elle so entsetzt angestarrt hatte, unbemerkt auch ausgestiegen war.

»Krass«, flüsterte Elle und deutete auf eine Textstelle.

»Der verschleppte Junge?«, nickte Ada. »Er kann nicht älter als acht gewesen sein.«

Elle strich mit ihrem Zeigefinger über ein barockes Gemälde eines verschreckten Kindes im Hofstaat.

»Armer Afonso«, murmelte sie.

»Afonso? Wie der Alfons eben?«

»Ja, aber ohne ›l‹. Sie hatten ihn wohl nach dem damaligen König benannt.«

»Vielleicht«, sagte Ada, »vielleicht dachten sie, es würde besonders lustig sein, einem Jungen wie ihm einen solchen Namen zu geben.«

Elle nickte traurig.

»Sie spielen mit uns«, sagte sie langsam und so leise, dass Ada sie kaum hörte. Ada schaute zu ihrer Schwester und studierte ihren Blick. Die gerunzelte Stirn, die gesenkten Augenlider, die steifen Lippen, alles kam Ada bekannt vor.

»Elle, was ist los?«

Elle blickte Ada einmal kurz an, flüchtig, und schaute dann sofort weg. Sie presste ihre Lippen zusammen und redete erst wieder, als die U-Bahn-Ansage vorbei war.

»Warum hast du ihm geantwortet?«

Ihre Stimme war leise und bemüht ruhig, aber unter der Oberfläche

brodelte es. Ada wusste, dass sie vorsichtig vorgehen musste.

»Wann?«

»Als er fragte, woher du kommst?«

Es wurde wieder eng um Adas Bauch. Die Diskussion drohte zu eskalieren, und Ada hatte keine Energie dafür. Sie suchte nach dem am besten passenden Satz, um es kurz zu halten.

»Ach so«, log sie. »Ich habe nicht darüber nachgedacht.«

Die Bahn rüttelte sie bis zur Friedrichstraße durch. Ada schaute wieder aus dem Fenster und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen.

»Du hast keine Vorstellung davon, wie scheiße diese Frage für mich ist, oder?«

Ada rollte innerlich mit den Augen und zählte wortlos bis zehn. Inzwischen versuchte sie erst gar nicht mehr, diese Frage zu beantworten.

»Ich lebe hier. War nie woanders. In meiner Familie war ich immer die einzige Schwarze. Alle sagten mir, wir sind gleich. Aber ich sah doch mit eigenen Augen, dass es nicht stimmte. Weißt du, was für ein Scheißgefühl das ist? Ständig und von allen Menschen angelogen zu werden?«

Ada schaute auf den Boden. Elle redete zu laut. Und viel zu lang.

»Als einzige Person in der Klasse oder auf der Arbeit oder einfach, wenn ich mit meinen Leuten unterwegs bin – als Einzige werde ich gefragt, wo ich herkomme. Einfach so. Auf einer Party, auf der Straße, beim Einkaufen. Mein Leben ist wie eine einzige, fucking Personalkontrolle ...«

Der Teil mit der Personalkontrolle war neu. Personalkontrolle. Really? Ada rollte innerlich wieder mit den Augen.

»Du brauchst nicht so zu gucken«, zischte Elle. »Ich weiß, es gibt Schlimmeres. Trotzdem fühlt es sich scheiße an. Und wenigstens hattest du Papa.«

Die Menschen, die ihnen gegenüber saßen, schauten auffällig in die andere Richtung. Ada rieb sich den Bauch und schwieg einige Momente lang.

»Es tut mir sehr leid«, sagte sie schließlich. »Manchmal wirkt es auf mich, als würden die Leute sich ehrlich interessieren –«

»Interesse?!«

Die, die Elle nicht besser kannten, dachten bestimmt, dass sie lachen wollte. Aber Ada wusste, dass in ihrer Stimme keine Freude war.

»Warum geht es dann nie darum, was wir *machen*? Oder was wir studieren, oder arbeiten? Was unsere Lieblingsshow's sind? Unsere Lieblingsfarbe? Weißt du, woher ich weiß, warum es nicht um mich geht?«
Ada schüttelte den Kopf, obwohl es eine rhetorische Frage war.

»Weil die Antwort egal ist. Solange ich etwas zwischen Südamerika und Südafrika abliefern, geht es dann nicht mehr um mich, sondern um Fußball. Oder Essen. Oder Urlaub.«

Ada suchte nach Elles Hand, aber Elle zog sich zurück und schaute weg.

»Elle ...«

Den ganzen Weg bis zur U-Bahn-Station Oranienburger Tor saßen sie wortlos nebeneinander. Elle knabberte wieder an ihrem Daumennagel. Erst als die Türen wieder zugingen, sprach Ada wieder.

»Es tut mir leid. Wirklich. Ich werde so oft gefragt, wo ich herkomme, ich ...«, und machte eine entsprechende Handbewegung, »... denke einfach nicht mehr darüber nach.«

»Das kann für dich auch wirklich eine harmlose Frage sein«, antwortete Elle. »Du bist ja woanders aufgewachsen.«

»Ja«, nickte Ada. »Aber weißt du? Diesmal war es anders. Alfons sagte, sein Urgroßvater kam aus Obuasi.«

Elles Augenbrauen trafen sich blitzartig mitten auf der Stirn.

»Mir geht es nicht um Alfons!«, stöhnte sie. »Mir geht es um diesen Schubladenblick. Nur einmal, nur einmal möchte ich einen Raum betreten und einfach als Elle gesehen werden. Weißt du?«

Ada nickte.

»In Ghana riefen die Kinder mir ›blɔfono!‹ hinterher, weißt du noch? Und in Deutschland werde ich wie eine Ausländerin behandelt. Was soll das?«
Ada nickte noch einmal. Sie wollte einen Witz über »Kartoffeln« machen – aber es hätte nicht gepasst. Elle blätterte schweigend wieder durch den Katalog. Die Abbildung eines ungewöhnlichen Armbandes flackerte einen Moment lang vor Adas Augen.

»Was sind das für Perlen?«

Aber Elle war gedanklich woanders und hatte bereits mehrere Seiten überblättert, bevor sie merkte, dass Ada mit ihr redete.

»Was?«

»Moment«, sagte Ada, und blätterte zurück.

»Hier.«

Ada deutete mit dem Zeigefinger auf den Schmuck.

»Dreiunddreißig Perlen sind das? Ist die Nummer vielleicht symbolisch?«

»In manchen Religionen schon«, zuckte Elle mit den Schultern. »Was ist das für ein Armband?«

»In der Bildbeschreibung steht: Fruchtbarkeitsperlen. Fünfzehntes Jahrhundert, Westafrika. Privatbesitz.«

Ada schaute von der Seite hoch. »Wie kommt ein solches Armband in eine deutsche Ausstellung?«

Elle schüttelte langsam den Kopf. Fast, als würde sie dabei nicht nur Adas Frage beantworten, sondern die gesamte Ausstellung damit beurteilen. Ada blätterte wieder vor, auf der Suche nach irgendwelchen Anmerkungen oder Quellenangaben. Vergeblich. Sie runzelte die Stirn.

»Was haben die Museumsleute gedacht?«, fragte Ada.

»Welche Menschen können das überhaupt sehen?«

Die Bahn rüttelte zum Halt. Elle gab ihrer Schwester die Broschüre zurück und stand auf.

»Vermutlich nur die Glücklichen«, antwortete sie.

(S. 207-222)

[...]

Es war unglaublich, wie schnell diese beiden alten Frauen ihre Gläser austrinken konnten, Ada und Elle konnten nur staunen. Sie stellten ihre vollen Gläser wieder auf den Beistelltisch. Die Frau mit den gelben Pupillen fixierte Ada erneut.

»Wie lange, bis es bei dir so weit ist?«

»Zwei oder drei Wochen?«

»Und wo ist der Papa? Wieso sucht ihr nicht eine Wohnung zusammen?«

Ada kratzte sich an der Stirn und wunderte sich, dass sie während der gesamten Wohnungssuche bisher zwar immer gebeten worden war, alle möglichen Informationen preiszugeben, aber sich nie einer nach Cash erkundigt hatte.

»Gute Frage«, sagte sie.

»Wo ist er?«

Ada schluckte. Es war gerade so eine schöne Stimmung gewesen. Aus dem Fernsehen ertönte ein Werbespot für ein Waschmittel.

»Ich weiß nicht, wo er ist«, murmelte sie und schaute aus dem Fenster.
»Er ist weg. Er meldet sich nicht. Und das ist gut so.«

Elle wedelte mit dem Kopf.

»Na ja ...«

Ada schaute sie an und runzelte die Stirn.

»Er hat es schon versucht ...«, sie sprach, als würde sie ein Minenfeld betreten, »... das musst du ihm lassen.«

»Ich habe *Mitte Oktober* das letzte Mal von ihm gehört!«

»Ja, uncool, aber du hast auch nicht mehr auf seine Nachrichten reagiert.«

»Er weiß auch genau warum!«

Mit dem rechten Zeigefinger wischte Ada über ihre Augen.

Die alte Frau lehnte sich zu ihr herüber.

»Meine Tochter«, sagte sie und wartete. Und wartete.

Bis Ada genug von »porentief sauberer Wäsche« und »strahlenden Farben« gehört hatte, und bis sie das Muster auf den Teppich im Schlaf hätte

zeichnen können, und bis sie die alte Frau wieder anschauen konnte.

Die Stimme der Frau wurde so sanft und tief wie ihre gelblichen Augen. »Eine Sache möchte ich dir sagen«, nickte sie. »Ich weiß nicht, was zwischen euch gelaufen ist. Ich sehe aber, dass er dich verletzt hat ...«

»Und wie ...«

»Verzeih ihm.«

Im ersten Moment bekam Ada keinen Laut aus ihrer Kehle. Wer war sie, um so was sagen zu können? Was wusste sie über ihre Beziehung zu Cash? Gar nichts! Warum sollte Ada ihm verzeihen? Wenn sie nur wüsste, was er alles verbockt hatte!

»Ich kann das nicht«, stammelte Ada. Ihre Unterlippe bebte, dennoch schaffte sie es, ihre Stimme ruhig zu halten.

»Verzeih ihm«, erwiderte die Frau.

»Warum *ich*?«

»Weil du es kannst.«

»Ha!«

Ada schaute wieder aus dem Fenster. Die Tränen strömten ihre Wangen hinab, während sie schluckte. Elle nahm wieder ihre Hand.

Die Frau wartete, bis Ada sie wieder ansah:

»Meine Tochter«, nickte sie. »Hör gut zu. Das, was er dir angetan hat – ich weiß, dass es nicht von ihm kommt. Er hat es nur weitergegeben. Verzeih ihm.«

Ada streichelte ihren Bauch und flüsterte:

»Ich schaffe es nicht.«

»Wir müssen den Schmerz loslassen, meine Tochter. Egal ob du ihn jemals wieder siehst oder nicht. Verzeih ihm.«

»Gịnì ka o kwuru?«, sagte die Frau, die am schlechtesten hörte.

Elle antwortete, als sie Ada ein Taschentuch reichte:

»Sie sagte, sie schafft es nicht.«

Die Frau nahm ihre Hand vom Ohr weg.

»Weißt du, was du bist?«, fragte sie Ada.

»... was ich bin?«

»Du bist Adanne. Du bist die Tochter deiner Mutter. Du schaffst es.«

Und dann wurde ganz lange gar nichts gesagt. Im Hintergrund lief der Abspann der Sendung.

»Können wir das Zimmer sehen?«, fragte Elle schließlich.

»Of course!«, antwortete die Frau, die am schlechtesten sah. »Komm, ich zeige es euch.«

Sie bemühte sich, allein vom Stuhl aufzustehen. Ada war nicht schnell genug, um ihr zu helfen. Doch bevor sie etwas sagen konnte, stand Elle bereits an ihrer Seite.

»Ist das ok?«

Die alte Frau nickte, als Elle sie unter dem Arm griff.

»Vielen Dank, my dear«, lächelte sie.

Sie gingen zusammen zum Zimmer, während es aus dem Fernsehen klatschte und jubelte. Das Zimmer war direkt gegenüber. Die Frau forderte Ada und Elle auf, es zuerst zu betreten.

»Wie ihr seht, haben wir nicht erst seit gestern ein Baby im Haus haben wollen.«

Ada blickte auf die hölzerne Wiege, die bunten Vorhänge, die Hunderte von Kuscheltieren, die Häschen und Bärchen und Entchen.

»Wow«, lachte sie, und streichelte über die Babydecke. Sie roch nach Lavendel. »Was für ein wunderschönes Zimmer! Wie toll!«

Ada nahm einen Strickfrosch in die Hand. »Wie viele Kinder haben Sie?«

Die Frau lehnte sich gegen den Türrahmen. Sie lächelte zurück, doch nicht so strahlend wie vorher.

»Leider gar keine. Auch keine Nichten oder Neffen oder sonstige Bonuskinder. Ich habe mir lange, lange Zeit nichts sehnlicher als ein Baby gewünscht. Aber nichts funktionierte. Hätte ich damals die Fruchtbarkeitsperlen gehabt!«

»Fruchtbarkeitsperlen?«

Elle schaute zu Ada, Ada griff in ihre Tasche. Ich freute mich augenblicklich, da ich dachte, sie würde mich endlich auch herausnehmen, doch sie holte nur die Broschüre.

»Wie diese hier?«

Die Frau nahm Ada die Broschüre aus der Hand und hielt sie so nah an ihr Gesicht, dass die Seiten ihre Nasenspitze berührten.

»Eh-eh! Das ist diese Ausstellung!«

»Ja, genau!«, nickte Elle. »Haben Sie sie gesehen? Oder gehen Sie dahin?«

»Wer, ich? Nein! Ich zahle doch nicht, um mein eigenes Eigentum anzuschauen.«

»Das Armband gehört Ihnen?«

»Nicht mir, *uns*. Dir und mir. Und meinen Schwestern. Und Müttern. Und Vormüttern.«

Inzwischen hatte sich die Frau, die am schlechtesten hörte, zu ihnen gesellt und sah sich auch die Katalogseite an.

»Wusstet ihr«, sagte sie, »dass das Armband ursprünglich aus Kuntanase kommt?«

»Kuntanase?«, staunte Ada. »Aus der Gegend von Obuasi?«

»Gịnị ka o kwuru?«

»Obuasi«, wiederholte Ada.

»Ganz genau«, antworte die Frau. Sie hielt ihre Hand noch immer hinters Ohr.

»Aber warum liegt es dann hier?«, fragte Elle.

»My dear. Was soll ich sagen? Wir wurden betrogen.«

Die Frau, die am schlechtesten sah, nickte und breitete ihre Arme aus:
»Sie haben versucht, uns zu zerstören. Aber hier sind wir!«

»Aber wie lange noch?«, bebte Elle. »Unsere Welt ist zerstört. Eigentlich müssten wir ganz anders leben. Aber wir tun es nicht!«

»Viele versuchen das Beste ...«

»Wirklich?« Elle runzelte die Stirn. »Das ganze Autofahren, Fleisch essen, Babys schlüpfen ...«

Ada starrte Elle an, und Elle verstummte. Die alte Frau, die noch immer ihre Hand hinters Ohr hielt, fixierte Elle mit ihren Augen.

»Dir ist klar, dass du auch Mutter wirst, oder?«

»Wer, ich?« Elle schüttelte ihren Kopf vehement. »Nie.«

»Sag das nicht. Das Kind deiner Schwester ist auch dein Kind.«

Sie standen da zu viert, während diese letzten Worte durch das Zimmer sanken.

»Es ist schön«, sagte Ada schließlich. »Wirklich sehr schön. Aber leider zu klein für uns auf Dauer.«

Beide Frauen nickten. Elle schaute Ada an und räusperte sich.

»Wir müssen wirklich los zur nächsten Besichtigung«, sagte sie.

»O nein!«

»Wir kommen viel zu spät ...«

Die Frau, die am schlechtesten sah, berührte Adas Arm. »Komm einfach wieder«, lächelte sie. »Das Zimmer ist immer für dich da.«

(S. 253-258)

Autorinnen

Johanna Adorján (*1971) ist Journalistin und Autorin. Zu ihren Veröffentlichungen zählen *Eine exklusive Liebe* (2009), *Meine 500 besten Freunde* (2013), *Geteiltes Vergnügen* (2016), *Männer* (2019) und *Ciao* (2021).

Antonia Baum (*1984) ist Autorin und Journalistin. Zu ihren literarischen Werken zählen die Romane *Vollkommen leblos, bestenfalls tot* (2011) und *Ich wuchs auf einem Schrottplatz auf, wo ich lernte, mich von Radkappen und Stoßstangen zu ernähren* (2015). Zuletzt erschien ihr feministischer Mutterschafts-Essay *Stilleben* (2018).

Ciani-Sophia Hoeder ist freie Journalistin, SZ Magazin-Kolumnistin sowie Gründerin und Geschäftsführerin von *RosaMag*, dem ersten Online-Lifestylemagazin für Schwarze Frauen in Deutschland. Mit dem *RosaMag* war sie 2020 für den Grimme Online Award nominiert. *Wut und Böse* (2021) ist ihr Debüt.

Mareice Kaiser (*1981) ist Journalistin und Autorin. Als Chefredakteurin leitet sie das Online-Magazin *Edition F*. 2021 veröffentlichte sie ihr Debüt *Das Unwohlsein der modernen Mutter*.

Şeyda Kurt (*1992) ist Journalistin und Moderatorin. Sie schreibt unter anderem für Zeit Online und wirkte an unterschiedlichen Podcast-Produktionen mit. *Radikale Zärtlichkeit. Warum Liebe politisch ist* (2021) ist ihr Debüt.

Jovana Reisinger (*1989) ist Autorin, Filmemacherin und bildende Künstlerin. 2017 erschien ihr preisgekrönter Debütroman *Still halten*, 2021 folgte Spitzenreiterinnen. Für *Vogue Online* schreibt Reisinger seit 2020 die Kolumne *Bleeding Love*.

Dr. Mithu Melanie Sanyal (*1971) ist Kulturwissenschaftlerin, Autorin und Journalistin. Zu ihren Veröffentlichungen zählen *Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts* (2009), *Vergewaltigung. Aspekte eines Verbrechens* (2016) sowie der Roman *Identitti* (2021).

Margarete Stokowski (*1986) ist Autorin und Journalistin. Seit 2015 erscheint ihre wöchentliche Kolumne *Oben und unten* auf *Spiegel Online*. Zu ihren Veröffentlichungen zählen *Untenrum frei* (2016) und *Die letzten Tage des Patriarchats* (2018).

Sharon Dodua Otoo (*1972) wurde in London geboren und lebt heute als Autorin und politische Aktivistin in Berlin. Sie ist Herausgeberin der englischsprachigen Buchreihe *Witnessed* (edition assemblage). Mit dem Text *Herr Gröttrup setzt sich hin* gewann Otoo 2016 den Ingeborg-Bachmann-Preis. Politisch aktiv ist sie bei der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland e.V. und Phoenix e.V. 2021 erschien Otoos Debütroman *Adas Raum*.

